

Csongor Lörincz (Hg.)

# Freignis Literatur

Institutionelle Dispositive  
der Performativität von Texten

Literatur in ihrer fixierten textuellen Form ist das Produkt von Kulturtechniken, deren *interpretative* Dimension in diesem Band analysiert wird. Die Techniken der Autorisierung und Lesbarmachung von Texten in der literarischen Kommunikation sind auch als Institutionen aufzufassen, deren historische, kulturelle, mediale und öffentlichkeitsbedingte Kontexte in diesem Buch befragt werden. Die Beiträge zeigen: Die von den Texten simulierten wie von der Rezeption aktivierten institutionellen Dispositive und Kulturtechniken reagieren auf latente, materielle und immaterielle Brüche in den Texten, die ihnen von (virtuellen) Geschehen und Ereignissen geschichtlicher und sprachlicher Art zugefügt wurden.

ISBN 978-3-8376-1894-5



[transcript]

[transcript] Lettre

CSONGOR LÓRINCZ (Hg.)

## **Ereignis Literatur**

Institutionelle Dispositive der Performativität von Texten

[transcript]

## Inhalt

### Einleitung

Csongor Lőrincz | 7

## KULTUR, ANTHROPOLOGIE, WISSENSCHAFT

### Der erste Anfang als »Ereignis«

Entstehung der Kultur zwischen Sprachgeschehen  
und kulturellem Materialismus  
Ernő Kulcsár Szabó | 33

### Lascaux und die Institution der Kunst

Helmut Pfeiffer | 57

### Die Humboldt-Universität

Spannung von Idee und Institution  
István M. Fehér | 85

## INSTITUTIONELLE CODES UND TECHNIKEN UM 1800

### Das »unsichtbare Institut«

Über Herders Freimaurerschriften  
Endre Hárs | 127

### Das Netzwerk der Libertinage

Infamie und Tausch bei D.A.F. de Sade  
Achim Geisenhanstüke | 155

### Im Netz der Schwüre

Ereignis, Versprechen und Vertrag in Kleist *Die Marquise von O...*  
Csongor Lőrincz | 173

## LITERATUR UND JURIDISCH-POLITISCHE DISPOSITIVE

### Das Gesetz in Sophokles' *Antigone*

Attila Simon | 237

### Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlagkonzept: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Lektorat & Satz: Christina Kunze unter Mitarbeit von Sandra Zaroba und Janka Zerikly

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

ISBN 978-3-8376-1894-5

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: [info@transcript-verlag.de](mailto:info@transcript-verlag.de)

**Politik der reinen Mittel: Walter Benjamin**

Zoltán Kulcsár-Szabó | 261

**Wort und Tat**

Sergej Tret'jakovs jurisdiktorischer Pakt mit der Literatur  
Susanne Strätling | 307

**Die Falle der Erinnerung: das »Treblinka-Lied« in Claude**

**Lanzmanns Shoah**

Zoltán Kékesi | 331

**LITERARISCHE INSTITUTIONEN UND POETISCHE FUNKTION**

**Gesetz zwischen Code und Rauschen**

Binäre Systeme vs. Chiasmen bei Saussure und Jakobson  
Hajnalka Halász | 351

**Auktoriale Godgames**

Die transgressive Selbst-Institutionalisierung literarischer Autorschaft in  
William Shakespeares Measure for Measure und Ben Jonsons Volpone  
Wolfram R. Keller | 379

**Die Unruhe des Gastes**

Zu einem Roman Wilhelm Raabes zwischen Institution und Ereignis  
Evi Fountoulakis | 409

**Science/Fiction: Institutions of Knowledge in Thomas Pynchon's  
Mason & Dixon**

Gábor Tamás Molnár | 437

**Zeugenschaft, Performanz und Öffentlichkeit in Rechnittz  
(Der Würgeengel)**

Beatrix Krácsfalusi | 467

**Autorinnen und Autoren | 489**

**Einleitung**

CSONGOR LÖRINCZ

**I.**

Warum hat es Platon für nötig erachtet, die Dichter aus seinem Staat auszuweisen? Eine eindeutige Antwort wird darauf wohl schwer zu finden sein. Einen vermeintlichen Konservatismus Platons zu beklagen oder auf die Konkurrenz zwischen Dichtung und Philosophie in seiner Epoche hinzuweisen, dürfte das Problem bestenfalls nur partiell aufklären. Eher scheint es so, dass Platon das nicht-substantielle Wesen des Literarischen sehr wohl erkannt hat: dass ihm keine gegenständliche Essenz eignet (die institutionell regulierbar wäre) und es somit von einem Fehlen gekennzeichnet ist, zugleich aber vor allem auf der Rezeptionsebene sehr wohl performative Effekte zeitigen, eine handlungshervortreibende Kraft entwickeln kann. Diese Gegenwärtigkeit von Fehlen und performativer Kraft ist in dieser grundsätzlichen Weise vielleicht nur in der Literatur bestimmend – und paradox genug, um Literatur mal dem gänzlich Apolitischen zuzuschreiben, mal sie als die wichtigste politische Instanz einzusetzen.

Man könnte also sagen, dass die (Selbst)institutionalisierung der Literatur, die Simulation der Institutionalität in Lesen und Schreiben, auf vielfältige Weise im Dienste der Erzeugung wie Funktionalisierung und Lesbarmachung der performativen Effekte der Sprache steht, um das Fehlen einer Spezifität auszufüllen, diesem Fehlen entgegenzuwirken (da den literarischen Gegenstand, eine Essenz der Literatur zu identifizieren unmöglich ist), ferner: unscheinbare performative Effekte zu identifizieren oder zu regulieren – weil diese Performativität immer mehr als nur Sprache verändert,<sup>1</sup> da sie möglicherweise einen Wahrheitsanspruch hat (beispielsweise im Sinne einer Gerechtigkeit jenseits des Rechts).

1 Vgl. J. Derrida: This Strange Institution, S. 55.

Abbildung 5: Mensch mit Vogelkopf im Brunnen



## Die Humboldt-Universität

### Spannung von Idee und Institution

ISTVÁN M. FEHÉR

Vor dem Hintergrund der seit längerem andauernden Krise der Universitäten und der sie begleitenden Umgestaltung der europäischen Hochschullandschaft ist in den letzten etwa 25 Jahren eine wachsende Literatur über Funktion, Rolle und Geschichte der *Institution* Universität entstanden.<sup>1</sup> Damit hat sich die Krise der Universitäten zu einem Dauerthema entwickelt. Daß in den unterschiedlichsten – nicht selten leidenschaftlich geführten – Debatten und Diskussionen die Humboldt-Universität einen besonderen Stellenwert einnimmt und einen immer wiederkehrenden Bezugspunkt darstellt, ist nicht verwunderlich. Wilhelm von Humboldt war schließlich derjenige Reformier, mit dessen Namen die neuzeitliche europäische Universität unzertrennlich verknüpft ist. Sein Konzept der »Einheit von Forschung und Lehre« hat – mit anderen seiner Leitideen wie »Bildung durch Wissenschaft« und »Einsamkeit und Freiheit« – Profil und Selbstverständnis der europäischen Universität nachhaltig und entscheidend

\* Die vorliegende Arbeit basiert auf Forschungen, die im Rahmen der Förderung des OTKA durchgeführt wurden (Projektnummer: OTKA K-75840), und stellt die überarbeitete und erweiterte Fassung des Vortragstextes dar.

<sup>1</sup> Ohne Anspruch auf Vollständigkeit seien hier einige aufgeführt: J. Pelikan: *The Idea of University*; C. Russell: *Academic Freedom*; J. Mittelstraß: *Die zeitgemäße Universität*; S. Rothblatt: *The Modern University*; M.G. Ash: *Mythos Humboldt*; V. Gerhardt/R. Mehring/J. Rindert: *Berliner Geist*; D. Kimmich/A. Thumfart: *Universität ohne Zukunft?*; W. Rüegg: *Geschichte der Universität in Europa*; A. Morkel: *Die Universität muß sich wehren*; W.E.J. Weber: *Geschichte der europäischen Universität*; J.-D. Gauger/G. Rütther: *Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben!*; I.M. Fehér/P.L. Oesterreicher: *Philosophie und Gestalt*.

geprägt. Dieses Konzept ist anthropologisch fundiert: angestrebtes Ziel der Bildung war es für Humboldt, Geist und Seele des Menschen zu formen, um die Welt zu erfassen und den eigenen Geist zu vervollkommen. Unter Bildung wollte er nicht bloß die Aneignung von Fachwissen, sondern Menschenbildung verstanden wissen. Dieses Menschenbild, in dessen Zentrum Menschenbildung als Vorgang – also Menschwerdung – steht, hat neuzeitlich-idealistischen Charakter, denn Bildung in Humboldts Sinne hat etwas mit der Idee des Menschen als eines autonomen Subjekts zu tun. Die Humboldtsche Universitätsidee, ihre Entstehung und Umsetzung durch die Gründung der Berliner Universität, bleibt ihrerseits angesichts der ihr zugrundeliegenden Voraussetzungen mit der Philosophie des Deutschen Idealismus tief verbunden – ohne diese ist sie schlicht undenkbar.

In den heutigen Debatten wird oft auf Humboldt Bezug genommen, teils in Verteidigung seiner Ideen, teils aber auch ablehnend. Man hört immer wieder, die Humboldtsche Universitätsidee sei unter den Bedingungen heutiger Massenuniversitäten unwiderruflich überholt, das alte Modell der Humboldt-Universität sei angesichts der Verwandlung der Universitäten von Bildungs- in reine Ausbildungsstätten so gut wie tot. Infolgedessen ist es von besonderer Aktualität und Wichtigkeit, sich auf die geschichtlichen Wurzeln der europäischen Universitäts-tradition zu besinnen, um ihre heutige Lage zu verstehen und Zukunftsperspektiven erarbeiten zu können. Eine verantwortliche Analyse der gegenwärtigen Situation erfordert die kritische Reflexion ihres Ursprunges. Zwar wird auf Humboldt oft Bezug genommen, und der Tatsache, daß seine Universitätsidee ihrer geistigen Herkunft und ihren Leitideen nach dem idealistischen Denken des Zeitalters stark verpflichtet ist, gebührend Rechnung getragen, dennoch kommt es, soweit ich sehe, kaum zu einer tieferen Auseinandersetzung mit den Zusammenhängen, um den Sinn der Humboldtschen Universitätsidee im Spannungsfeld von Idealismus und Universität – im Rückgriff auf »Geburtsort« und »Geburtsstunde« – neu zu erschließen.

Ein Stück dieser archäologisch-hermeneutischen Arbeit habe ich in einem vor ein paar Jahren erschienenen Buch zu unternehmen versucht. Aus den vielfachen Zusammenhängen zwischen Humboldtscher Universitätsidee und idealistischer Philosophie wurde dabei vor allem den Beziehungen zwischen Schelling und Humboldt nachzugehen versucht, wobei die Diskussion hauptsächlich (wenn auch nicht ausschließlich) um die zwei Universitätschriften – Schellings *Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums* und Humboldts Denkschrift *Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin* – kreiste und sie vielfach aufeinander zu beziehen bestrebt

war.<sup>2</sup> Im vorliegenden Beitrag werde ich aus diesem komplexen Themenkreis dem Titel entsprechend die Zusammenhänge, welche zugleich eine nicht unwesentliche *Spannung* darstellen, zwischen Idee und Institution hervorheben und ihr gegenseitiges Verhältnis zur Diskussion stellen.

# I. EINIGE METHODOLOGISCHE VORÜBERLEGUNGEN ÜBER IDEE UND INSTITUTION: VORVERSTÄNDNIS ODER IDEE DER IDEE – VORVERSTÄNDNIS ODER IDEE DER INSTITUTION

Es dürfte auf der Hand liegen: wenn es darum geht, Idee und Institution miteinander in Verbindung zu bringen, sich gegenseitig aufeinander zu beziehen, so sind dabei immer schon je unterschiedliche Ideen oder – hermeneutisch ausgedrückt – je unterschiedliche Vorverständnisse von Idee und Institution ins Spiel gebracht. Einmal läßt sich Institution ganz umfassend verstehen, etwa im Sinne Walter Rüeggs, Universitätshistoriker und Gesamtherausgeber des auf vier Bänden angelegten Werks *Geschichte der Universität in Europa*, wie er sie im Vorwort zum ersten Band des Gesamtwertes formuliert:

»Die Universität ist eine, ja die europäische Institution *par excellence*. Von den drei anerkannten Mächten des Mittelalters, *regnum, sacerdotium, studium*«, hat nämlich »die erste, die politische Gewalt, tiefgreifende Veränderungen erfahren. Die zweite hat zwar in der römisch-katholischen Kirche ihre Struktur bewahrt und sich über den ganzen Erdball ausgebreitet, jedoch ihr Heilsmonopol verloren. [...] Keine andere europäische Institution hat wie die Universität mit ihren Strukturen und ihren wissenschaftlichen Leistungen in der ganzen Welt universale Geltung erlangt.«<sup>3</sup>

2 I.M. Fehér: Schelling – Humboldt.

3 W. Rüegg: Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1, S. 13. (Die letzte Hervorhebung I.M.F.) Siehe auch J. Mittelstraß: Wissenschaft als Lebensform, S. 110: »Der allgemeine Charakter von Wissenschaft bildet einen Gegensatz zur Vorstellung ihrer regionalen Verankerung; Wissenschaft läßt sich nicht unter Gesichtspunkten der Partikularität (regionalen Verhältnisse), sondern nur unter Gesichtspunkten der Universalität (ihres Erkenntnisinteresses) ins Werk setzen [...] – Entsprechend waren die Universitäten ursprünglich, und das heißt: bevor sie im 15. Jahrhundert unter landesfürstliche »Protektion« gerieten, im Grunde eine [...] europäische Veranstaltung.«

Hier wird Institution als soziales Gebilde verstanden, das dazu bestimmt ist, wie Wolfgang E. J. Weber es formuliert, »maßgeblich zur kulturellen Prägung, Identitätsstiftung und Selbstbewußtwerdung Europas und der europäischen Staaten sowie ihrer Ableger und Nachahmer in Außereuropa« beizutragen.<sup>4</sup> Auf der anderen Seite läßt sich Institution soziologisch-empirisch, sozusagen bloß institutionell verstehen, wobei der Akzent z.B. auf die Gliederung und gegenseitige Zuordnung von institutionellen Einheiten, z.B. Lehrstühlen, Instituten und Fakultäten gelegt wird sowie auf die Art und Weise, wie sich diese miteinander verbinden und sich zu ihren Trägern wie dem Staat oder der Kirche verhalten können. Institution wäre in diesem Sinne die sinnliche bzw. diesseitige Verkörperung einer Idee. Was letztere angeht, so hat es damit in bezug auf die Universität eine ganz eigentümliche Bewandnis, insofern nämlich die Universität mehr als irgendetwas anderes bzw. wie kein anderes Gebilde von Anfang an dazu bestimmt zu sein scheint, in ihrer empirisch-körperhaften Erscheinung so etwas wie eine Idee zu ihrer Grundlegung oder Voraussetzung zu haben. Mangels deren wäre nämlich ihre Identität – oder besser: ihre Identifizierung als Universität – gefährdet.

Es handelt sich dabei um einen eigentümlich paradoxalen Sachverhalt, der von Sheldon Rothblatt im ersten Kapitel seines Buches *The modern University and Its Discontents* dargelegt wird. Dieses Kapitel trägt den Titel »The idea of the idea of a University and Its Antithesis«. Hier wird die Sache folgendermaßen exponiert:

»The subject of this chapter is the history of the ›idea of a university‹, or rather, it is the history of the idea that a university derives its identity from an idea. The subject is puzzling. Why does a university require an ›idea‹? Quite simply, it does not. The historical answer, however, is more interesting. Whether or not a university needs an ›idea‹, it has been assigned one, more than one, in fact.«<sup>5</sup>

Rothblatt spricht des weiteren über die Geschichte der Idee der Universitätsidee, »the history of the idea of the idea of a university« und versucht, dieser in ihren vielfältigen geschichtlichen Gestalten nachzugehen. Was für unser Thema aber als besonders wichtig erscheint, ist die Akzentsetzung auf die eigentümliche Zweideutigkeit einer bloß institutionellen Betrachtung der Institution Universität. Denn

»it is both natural and unnatural to discuss institutions as if they embody an abiding, single purpose that provides a compass for decision-making. It is natural because complex institutions are otherwise unmanageable, adrift and open to all competing pressures. But it is unnatural for precisely the same reason. [...] In the absence of an idea of a university, there would exist no reason to dispute its nature.«<sup>6</sup>

Inbesondere aus dem Schlußsatz ergibt sich aber das Fazit: Eine bloß institutionelle (empirisch-soziologische) Betrachtung könnte nicht einmal ihren eigenen Gegenstand (»Universität«) auffinden, wobei auf der anderen Seite immerhin die Idee einer (so oder so vorverstandenen, z.B. ohne »Ideen« bestehenden und bloß institutionell untersuchten) Institution stillschweigend und d.h. dogmatisch immer schon ins Spiel gebracht worden wäre.

Nach diesen Vorüberlegungen sollen im weiteren Verlauf des Beitrags einige Charakterzüge der Humboldtschen Universitätsidee zur Diskussion gestellt werden, wobei die jeweiligen Zusammenhänge mit institutionellen Überlegungen akzentuiert in den Vordergrund treten sollen. Es dürfte nicht unnütz sein, hinsichtlich des Institutionellen eine weitere Vorbemerkung zu machen, nämlich die, daß zur Zeit Humboldts auch der Name *universitas* jene erhabene, emphatische Bedeutung gewann, die wir ihm heutzutage zuschreiben gewöhnt oder aus ihm am meisten immer noch herauszuhören geneigt sind – diejenige von *Universalität*. Denn »selbst der Name der *universitas*, der im Mittelalter für Genossenschaften unterschiedlichster Art gebraucht wurde und dementsprechend zunächst nur die korporative Organisation von Lehrern und Schülern bezeichnete«, erhielt in der Neuzeit »eine geistige Aufwertung: Als *universitas litterarum* verkörpert die Universität seit dem 18. Jahrhundert die Bildungsinstitution, welche die Gesamtheit der Wissenschaften zu pflegen und zu vermitteln hat.«<sup>7</sup> Ursprünglich bedeutete *Universitas* eine »öffentlich anerkannte Körperschaft mit rechtlichen Freiheiten und Privilegien ausgestattet«. Die neue Bedeutung taucht etwa in Schleiermachers Universitätschrift auf. Danach bedeutet der Name Universität, »nicht nur mehrere [...] Kenntnisse sollen eingesammelt, sondern die Gesamtheit der Erkenntnis soll dargestellt werden, indem man die Prinzipien und gleichsam den Grundriß alles Wissens auf solche Art zur Anschauung bringt, daß daraus die Fähigkeit entsteht, sich in jedes Gebiet des

6 Ebd., S. 2f.

7 W. Rüegg: Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1, S. 13.

8 Ders.: Gottesfrage, S. 31.

4 W.E.J. Weber: Geschichte der europäischen Universität, S. 243.

5 Sheldon Rothblatt: *The Modern University*, S. 1.

Wissens hineinzuarbeiten.<sup>9</sup> Es kommt mithin darauf an, wie Schelling noch früher denselben Gedanken ausdrückt, »sich zur Anschauung eines organischen Ganzen der Wissenschaft zu erheben«, <sup>10</sup> oder einfach, mit Humboldt gesagt, »sich zur Wissenschaft zu erheben«. <sup>11</sup> Dazu kommt noch, daß die Tradition der Humboldt-Universität über sich selbst ausdrücklich als eine solche – die sich unter den Namen Humboldts stellt, sich im Rückgriff auf ihn damit bezeichnet und sich als eine solche identifiziert – erst seit Anfang des 20. Jahrhunderts, nach Entdeckung und Veröffentlichung der Denkschrift Humboldts, weiß. Dieser Sachverhalt sollte keineswegs verwunderlich sein, bedenkt man, daß die Tradition gemäß der hermeneutisch üblichen Art und Weise, wie sich Traditionen ausbilden, erst nachträglich entstand und im Rückblick den Anfangspunkt ihrer Ursprung identifiziert. Traditionen bilden sich normalerweise unbewußt und (deswegen auch oft) ohne Namensgebung und Selbstidentifizierung. Wenn sich eine Tradition ihrer selbst als einer solchen ausdrücklich bewußt wird, weiß sie immer schon eine Vergangenheit hinter sich. Jede Geschichte ist wohl »eine Geschichtsschreibung aus dem Nachher, also eine Konstruktion«. <sup>12</sup>

## II. UNIVERSITÄT ALS INSTITUTION DER FORSCHUNG UND WAHRHEITSSUCHE UNTER ABSAGE AN NÜTZLICHKEIT

Als Ausgangspunkt für die historische Situierung gilt es festzuhalten: Die Universitätschriften des Zeitalters Humboldts und des Idealismus lassen sich in Zusammenhang stellen mit dem »Übergang von den Nützlichkeitsanforderungen an die Wissenschaften im frühen 18. zu den Autonomieidealen im 19. Jahrhundert«, und damit auch mit dem »Übergang vom alten Typ Wissenschaft, die sich als Vervollständigung und Systematisierung bewährten Wissens versteht, zu

einem neuen Typ Wissenschaft, die sich dezidiert als Forschung und als Erzeugung neuen Wissens versteht«. <sup>13</sup>

Die Absage an das Nützlichkeitsprinzip wird bei Kant in mehrfacher Weise, wohl am eindeutigsten in der Spätschrift *Der Streit der Fakultäten*, vorgezeichnet und antizipiert. Der entscheidende Gedankengang bei Kant, der zugleich die zentrale Stellung der Philosophie im Humboldtschen Konzept vorwegnimmt sowie – insbesondere bei Schelling und Humboldt – zur Trennung der höheren Anstalt von der Schule und zur Ablehnung des »Brotstudiums« führt, impliziert eine stillschweigende Umkehrung des traditionellen Verhältnisses der Fakultäten, ihrer Einteilung in drei oberen Fakultäten (die theologische, die juristische und die medizinische Fakultät) und in eine untere (Philosophie). Der Einordnung Kants liegt nun eine Unterscheidung des Interesses zugrunde, wobei zwischen Regierungsinteresse und Interesse der Wissenschaft unterschieden wird. Die Materien bzw. das Lehrmaterial, welche die drei oberen Fakultäten zum Gegenstand haben, interessieren die Regierung insofern, als sie »das am allermeisten [interessiert], wodurch sie sich den stärksten und dauerndsten Einfluß aufs Volk verschafft, und dergleichen sind die Gegenstände der oberen Fakultäten«. <sup>14</sup> Die untere Fakultät hat dagegen nur »mit dem wissenschaftlichen Interesse, d.h. mit dem der Wahrheit zu tun«. <sup>15</sup> An diesem Punkt kommt wie ein Statement die Behauptung, die für nachfolgende Generationen auf Dauer maßgebend sein sollte:

»Auf einer Universität muß aber auch ein solches Department gestiftet, d.h. es muß eine philosophische Fakultät sein. In Ansehung der drei oberen dient sie dazu, sie zu kontrollieren und ihnen eben dadurch nützlich zu werden, weil auf *Wahrheit* [...] alles ankommt; die *Nützlichkeits* aber, welche die oberen Fakultäten zum Behuf der Regierung versehen, nur ein Moment vom zweiten Range ist.« <sup>16</sup>

Ein völlig anderer, ja dem ersten diametral entgegengesetzter Nützlichkeitsbegriff taucht in Kants Metaphysik-Vorlesungen auf. Hier heißt es: »Philosophie in sensu scholastico geht nur auf Geschicklichkeit, in sensu cosmopolitico aber auf die Nützlichkeits. Im ersten Verstande ist also die Philosophie die Lehre der

9 F.D.E. Schleiermacher: Gelegentliche Gedanken, S. 33f. Zum Bedeutungswandel auf die Universalität hin bei Fichte vgl. z.B. Deducirter Plan, GA II, 11, S. 143 = FW VIII, S. 171: »[...] es würde erhellen, daß der Ausdruck »Provinzial-Universität« einen Widerspruch enthielte, indem die Universalität das besondere aufhebt [...]«.

10 F.W.J. Schelling: Vorlesungen über die Methode, Ehrhardt, S. 8. Siehe auch SW V, S. 214.

11 W.v. Humboldt: Über die innere und äußere Organisation, GS X, S. 256. Siehe auch Humboldt: WF IV, S. 261.

12 Siehe J. Grondin: Einführung, S. 4.

13 K. Weimar: Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft, S. 207; zitiert nach W. Frühwald et al.: Geisteswissenschaften heute, S. 76.

14 I. Kant: Der Streit der Fakultäten, A7f; WA XI, S. 281.

15 Ebd., A10; WA XI, S. 282.

16 Ebd., A25f vgl. A9f; WA XI, S. 290, 282.



Geschicklichkeit, im andern aber, der Weisheit.<sup>17</sup> Nützlichkeit erscheint hier mit Weisheit gleichbedeutend und weist zurück auf die Grundüberzeugung Kants, der »praktische Philosoph« sei »der eigentliche Philosoph«,<sup>18</sup> bzw. es gehe der Philosophie dem Weltbegriff nach nicht so sehr um Erkenntnisse, sondern vielmehr um den richtigen »Vernunftgebrauch«.<sup>19</sup> Es ist wichtig, darauf hinzuweisen, daß der doppelte Nützlichkeitsbegriff – einmal im negativen, dann aber auch in einem positiven, »bildenden« Sinne (diese Doppelung ist jedoch auch in der oben zitierten Behauptung stillschweigend schon da) – auch bei Schelling auftaucht, indem er an einer Stelle den Gedanken äußert, daß in Staaten, wo der »Nützlichkeitsgeist« herrscht, »die Philosophie nichts nützen kann«.<sup>20</sup>

Die Absage an das Nützlichkeitsprinzip, die bei Kant entscheidend antizipiert wird, läuft bei Schelling und Humboldt ganz klar parallel mit – und drückt sich teilweise aus in der Form – der Ablehnung des Universitätsstudiums als Brotstudiums.<sup>21</sup> Kants Absage an das Nützlichkeitsprinzip blieb jedoch auf die

17 Ders.: AA, Bd. 28 (IV. Abt., Band V), S. 532; vgl. auch in den Logik-Vorlesungen: WA VI, S. 446f.

18 Ebd., S. 447.

19 Ebd., S. 450.

20 F.W.J. Schelling: VMAS, Ehrhardt, S. 54 = SW V, S. 260.

21 Siehe z.B. Ebd., Ehrhardt, S. 36 = SW V, S. 242: »Man hat den Ekelnamen der Brotstudien allgemein denjenigen gegeben, welche unmittelbar als andere zum Gebrauch des Lebens dienen. Aber keine Wissenschaft verdient an sich diese Benennung. Wer die Philosophie oder Mathematik als Mittel behandelt, für den ist sie so gut bloßes Brotstudium, als die Rechtsgelehrsamkeit oder Medizin für denjenigen, der kein höheres Interesse für sie hat als das der Nützlichkeit für ihn selbst. Der Zweck alles Brotstudiums ist, daß man die bloßen Resultate kennen lernt, entweder mit gänzlicher Vernachlässigung der Gründe, oder daß man auch diese nur um eines äußeren Zwecks willen, z.B. um bei angeordneten Prüfungen nothdürftige Rechenschaft geben zu können, historisch kennen lernt.« Bei Humboldt siehe z.B.: »Der Staat muss seine Universitäten weder als Gymnasien noch als Specialschulen behandeln, und sich seiner Akademie nicht als einer technischen oder wissenschaftlichen Deputation bedienen. Er muss im Ganzen [...] von ihnen nichts fordern, was sich unmittelbar und geradezu auf ihn bezieht, sondern die innere Ueberzeugung hegen, dass, wenn sie ihren Endzweck erreichen, sie auch seine Zwecke und zwar von einem viel höheren Gesichtspunkte aus erfüllen, von einem, von dem sich viel mehr zusammenfassen lässt und ganz andere Kräfte und Hebel angebracht werden können, als er in Bewegung zu setzen vermag.« (Humboldt: OHWA, GS X, S. 235 = WF IV, S. 260)

Philosophie – die untere Fakultät – beschränkt und ließ die oberen Fakultäten weitgehend unberührt; nun wird sie auf die gesamte Wissenschaft und damit auf das ganze Universitätsstudium erweitert und übertragen. Dies ist insofern auch nicht verwunderlich und liegt in der Natur der Sache begründet, als sich für den Idealismus Philosophie und Wissenschaft als weitgehend gleichbedeutend erweisen.<sup>22</sup> Was Kant für die untere Fakultät, d.h. für die Philosophie reklamierte, wird von Schelling und dann Humboldt auf das Ganze der Universität ausgedehnt<sup>23</sup> – nützlichkeitsfreies, auf reine Wahrheitsuche eingestelltes Studium; damit wird die ganze Universität philosophisch aufgefasst. Die »höhere Lehristalt«, wie Humboldt sie versteht, erweist sich als eine vergrößerte Philosophische Fakultät im Sinne Kants.

Kritik des Brotstudiums impliziert zugleich eine Distanzierung von den Ansprüchen der bürgerlichen Gesellschaft und nimmt so eine Entwicklung vorweg, die Ende des 19. Jahrhunderts zu einer zunehmenden Verengung des Bildungsbegriffes auf die humanistisch-philologischen Wissenschaften führt. Wahrheitsuche als sich in der Form der Forschung vollziehende Lebensform ist bildend, die sich an der Nützlichkeit orientierenden Naturwissenschaften werden dagegen von der Bildung allmählich ausgeschlossen. Distanzierung von den Ansprüchen der bürgerlichen Gesellschaft führt andererseits zur staatlichen Verankerung und Legitimierung der Institution Universität. Dem Staat fällt die Aufgabe zu, die Nützlichkeitskriterien von sich weisende, auf die Bildung freier Menschen ausgerichtete Universitäten zu legitimieren; dies geschieht mittels einer Staatsauf-fassung, in der der Staat als Erziehungs- und Kulturstaat erscheint und als solcher einen Bildungsauftrag an die Universitäten stellt, seinen Staatsbürgern die innen als Staatsbürgern und Menschen gebührende Bildung (durch Wissenschaft) zu erteilen. Diese, die kulturstaatliche Rolle des Staates zum Ausdruck bringende Staatsauffassung, auf die noch zurückzukommen sein wird, wird ihm selbst wiederum von der Universität erarbeitet und zur Verfügung gestellt, und damit wird der Kreis geschlossen.

22 Siehe z.B. F.W.J. Schelling: VMAS, Ehrhardt, S. 8 = SW V, S. 214 (Philosophie ist »Wissenschaft aller Wissenschaften«); Ebd., Ehrhardt, S. 55 = SW V, S. 261 (»Es ist keine Wissenschaft, die an sich in Entgegensetzung mit der Philosophie wäre, vielmehr sind alle eben durch sie und in ihr eins«) usw.

23 Bei Schelling wird dies auch sachlich begründet: »Was aber die philosophische [Fakultät] betrifft, so ist meine Behauptung, daß es überhaupt keine solche gebe noch geben könne, und der ganz einfache Beweis dafür ist: daß das, was alles ist, eben deswegen nichts insbesondere sein kann.« (Ebd., Ehrhardt, S. 78 = SW V, S. 284)

Unter den Gründen für die die Humboldtische Universitätsidee charakterisierende Absage an die Forderungen nach Nützlichkeit und Brotsstudium findet sich die Überlegung, Orientierung an Nützlichkeit sei mit dem Wesen der Wissenschaft, Selbstzweck zu sein, schlicht unverträglich. Insbesondere Schelling betont aber auch, daß das Nützlichkeitskriterium – nunmehr ungeachtet des Umstandes, ob man es für einen geeigneten Maßstab hält, die Wissenschaft zu messen, oder nicht – als allgemeiner Orientierungs- und Bezugspunkt gerade für den Staat ebenso unhaltbar wie untuglich und deswegen schlicht abzulehnen ist. Im Hinblick auf »das bloß Nützliche« heißt es: »Wenn einmal dieses der höchste Maßstab für alles ist, so gilt er auch für die Staatsverfassung. Nun gibt es aber wohl überhaupt keine wandelbare Sicherheit als jene; denn von dem, was heute nützlich ist, ist es morgen das Gegenteil.« Und kurz danach nochmals wiederholt: »Wenn die höchsten Preise aller Art auf die Nützlichkeit gesetzt werden, so muß [...] Eigennutz noch das einzige Band werden, das den Staat selbst zusammenhält und den Einzelnen an ihn bindet. Nun gibt es aber in der Welt kein zufälligeres Band als eben dieses.«<sup>24</sup> Daß die Welt der bürgerlichen Gesellschaft durch »Zufälligkeit und Willkür« charakterisiert wird und in ihr »die blinde Notwendigkeit des Systems der Bedürfnisse« herrscht, weswegen es nicht angeht, den »Staat mit der bürgerlichen Gesellschaft« zu verwechseln,<sup>25</sup> wird von Hegel später im Detail ausgearbeitet; das Wesentliche dieser Position ist aber, wie man sieht, schon bei Schelling präsent.<sup>26</sup> Die Wandelbarkeit des Nütz-

<sup>24</sup> Ebd., Ehrhardt, S. 53f = SW V, S. 259f.

<sup>25</sup> G.W.F. Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 185 (TW 7, S. 341); Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse, § 532 (TW 10, S. 328); Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 258 (TW 7, S. 399).

<sup>26</sup> Es gibt allerdings nicht unerhebliche Unterschiede zwischen den Positionen Schellings und Hegels, die nicht außer acht gelassen werden dürfen. Deren wohl wesentlichster läßt sich mit Hans Jörg Sandkühler darin zusammenfassen, daß »Schelling, anders als Hegel, Recht und Staat nicht als Entitäten mit der Würde der Substanz begreift, sondern durchgängig pragmatische, funktionale Bestimmungen vorlegt. Recht und Staat sind für ihn geschichtlich notwendig; sie sind Folge der Freiheit, die der Grund der Geschichtlichkeit der Existenz ist – der Freiheit zum Guten und zum Bösen.« Das »Ende der gegenwärtigen Welt-Krisis« hoffte Schelling darin zu erblicken, daß, wie er in einem Brief an König Maximilian 1853 schrieb, »der Staat wieder an seine wahre Stelle – als Bedingung, als Voraussetzung – nicht als Gegenstand und Zweck der individuellen Freiheit gesetzt werde«. Daß er »weder eine Rechts- noch eine Staatsphilosophie« vorgelegt hat, dürfte damit weitgehend zusammenhängen (H.J. Sandkühler: Revolution, S. 292, 303). Der Staat gilt Schelling vollends als das

lichen ebenso wie der Eigennutz als zufälliges Band verleihen für Schelling der bürgerlichen Gesellschaft eine eigentümliche Instabilität bzw. »nur eine scheinbare und gezwungene [...] Identität« und führen ihn dazu, ihnen angesichts der Begründung der für die Akademien erforderlichen »wahrhaft innere[n] Identität« und ihres »absoluten Zweck[s]«<sup>27</sup> eine entschiedene Absage zu erteilen.

Dabei ist auf folgendes aufmerksam zu machen: mittels einer typischen Gedankenfigur, die dann bei Humboldt wiederkehrt, wird beim Staat als oberster Instanz der Macht Schutz gesucht gegen die – vorwiegend aufklärerische und von der bürgerlichen Gesellschaft geltend gemachte – Forderung, Universitäten an Nützlichkeitskriterien zu messen; und es wird versucht, den Staat durch eine Staatskonzeption zu überzeugen, die ihm eine kulturstaatliche Rolle zuspricht. Diese kulturstaatliche Rolle wird von Humboldt übernommen. *Politisch* hat eine solche Konzeption nun insofern Aussicht auf Erfolg, als die kulturbildende und bildungsorientierte Rolle des Staates zu Zeiten mangelnder politischer Einheit zu

»Reich dieser Welt« (ebd., S. 304; L. Trost/F. Leist: König Maximilian, S. 242), dem eine beschränkte Legitimität insofern – aber nur insofern – zukommt, als er Freiheit, Geist und Zuwendung zum wahren Reich, dem Reich Gottes, ermöglicht. Daß die Richtung von Schellings Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft von der Kritik Hegels an derselben trotz mancher gemeinsamer Züge im wesentlichen abweicht, läßt sich auch an der eben diskutierten Stelle der Jenaer Vorlesungen insofern belegen, als die dem Staat von Schelling zugemutete Legitimierung der Universitäten eben mit Bezug auf »Ideen«, d.h. auf Geistiges (und nicht Rechtliches) erfolgt, und daß dem »zufälligen Band« des »Eigennutzes« das »wahre Band« des »Göttlichen« entgegengesetzt wird: »Jedes wahre Band, das Dinge oder Menschen vereinigt«, heißt es, »muß ein göttliches sein, d.h. ein solches, worin jedes Glied frei ist, weil jedes nur das Unbedingte will« (Schelling: VMAS, Ehrhardt, S. 29f = SW V, S. 235f). Daß es zu vermeiden ist, daß »der Staat mit der bürgerlichen Gesellschaft verwechselt und seine Bestimmung in die Sicherheit und den Schutz des Eigentums und der persönlichen Freiheit gesetzt wird«, bzw. daß die »Vorstellung vom Staat«, »nach welcher [...] er seine Bestimmung nur hat im Schutz und Sicherheit des Lebens, Eigentums und der Willkür eines jeden, insofern sie das Leben und Eigentum und die Willkür der anderen nicht verletzt«, abzulehnen ist – darin dürfte indes Schelling mit Hegel weitgehend übereinstimmen (Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 258, 270; TW 7, S. 399, 424). Zu Hegels Staatsauffassung in ihrem markanten Unterschied zu der Schellings siehe z.B. Hegel: Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, S. 111: »Im Staat allein hat der Mensch vernünftige Existenz. [...] Alles, was der Mensch ist, verdankt er dem Staat; er hat nur darin sein Wesen.«

<sup>27</sup> F.W.J. Schelling: VMAS, Ehrhardt, S. 29f = SW V, S. 235f.

Recht als gemeinschaftskonstituierendes Prinzip zu fungieren vermag. Daß der Staat die Universitäten in diesem Sinne in seinen Schutz nimmt, meint Bestätigung ihres Selbstverständnisses, Stätte von Forschung und Wahrheitsuche zu sein, meint Anerkennung und Sicherung ihrer Autonomie und Selbständigkeit gegenüber Instanzen der bürgerlichen Gesellschaft – ja, auch und gerade gegenüber dem Staat selbst. Die gezielte Stellung einer durch den Staat gesicherten Unabhängigkeit von Gesellschaft und Staat wird mit einem Konzept belohnt, das dem Staat zur Zeit der Not wie nötiger Umorientierung mit einer ihm eigenen *ratio essendi* beispringt und ihm hierdurch theoretische Rückversicherung verleiht. Die Universität wiederum sieht sich angesichts der Bedingungen ihrer äußeren Existenz sowie der Sicherung ihrer Autonomie völlig auf den Staat angewiesen – von da aus bedarf sie seiner in höchstem Maße, angesichts der sich innerhalb ihrer vollziehenden Forschung und Lehre hingegen gar nicht. Darin liegt das Eigentümliche der Humboldt-Universität, über die ihr durch den Staat versicherten Bedingungen ihrer Existenz hinaus gerade auch *staatlich garantierte und staatlich geschützte Staatsunabhängigkeit* für sich in Anspruch zu nehmen und sie zu gewinnen.<sup>28</sup> Während der Staat, so heißt es bei Humboldt, »die Pflicht hat, [äußere Formen und Mittel] für die Bearbeitung der Wissenschaft herbeizuschaffen«, ist das »was man [...] höhere wissenschaftliche Anstalten nennt, [...] von aller Form im Staate losgemacht.«<sup>29</sup> Humboldt bedauert sogar, daß es »überhaupt [...] äußere Formen und Mittel« für Universitäten geben soll. Soll es aber dergleichen doch geben, so bedarf es des Staates, der

28 Damit steht nicht nur das Denken des frühen, sondern auch des späten Schelling im Einklang; siehe Philosophie der Mythologie, SW XI, S. 551: »Die Aufgabe ist also: dem Individuum die größte mögliche Freiheit (Autarkie) zu verschaffen – Freiheit, nämlich über den Staat hinaus und gleichsam jenseits des Staats [...]«. Auch Hegel plädiert auf seine Weise für eine staatlich garantierte Staatsunabhängigkeit der Wissenschaft, wobei er auch auf das Argument des Gemeinsamen zwischen Religion und Wissenschaft (Philosophie) und ihren institutionalisierten Formen (Kirche bzw. Universität) rekurriert: »Wie die Kirche zu dieser Präntention aus dem ausgedehnten Grunde, daß das geistige Element überhaupt ihr Eigentum sei, kommt, die Wissenschaft und Erkenntnis überhaupt aber gleichfalls in diesem Gebiete steht, für sich wie eine Kirche sich zur Totalität von eigentümlichem Prinzipie ausbildet, welche sich auch als an die Stelle der Kirche selbst noch mit größerer Berechtigung tretend betrachten kann, so wird dann für die Wissenschaft dieselbe *Unabhängigkeit vom Staate*, der nur als ein *Mittel* für sie als einen Selbstzweck zu sorgen habe, verlangt.« (Hegel: Grundlinien der Philosophie des Rechts, § 270, S. 423; Herv. I.M.F.)

29 W.v. Humboldt: OHWA, GS X, S. 252f = WF IV, S. 256f.

dennach »die Pflicht hat, diese auch für die Bearbeitung der Wissenschaft herbeizuschaffen«. Dies im klaren Bewußtsein, »daß etwa nicht bloß die Art, wie er diese Formen und Mittel beschafft, dem Wesen der Sache schädlich werden kann, sondern der Umstand selbst, daß es überhaupt solche äußere Formen und Mittel für etwas ganz Fremdes giebt, immer notwendig nachtheilig einwirkt und das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herabzieht«, so daß am Ende der Staat bestrebt sein müsse, »gut zu machen, was er selbst, wenigleich ohne seine Schuld, verdirbt oder gehindert hat.«<sup>30</sup> Der Staat verhält sich für Humboldt zu (seinen, den von ihm gegründeten und ermöglichen) Universitäten weitgehend als Grund zum Existierenden im Schellingschen Sinne, als »Grundlage« und »Ausgangspunkt«<sup>31</sup> für das in Existenz Hervortretende – bleibt er aber als Grund nicht zugleich im Hintergrund, so entsteht eine »Umkehrung der Prinzipien«,<sup>32</sup> eine – aus Schellings Sicht unangemessene und unerwünschte – »falsche Einheit«.<sup>33</sup>

### III. BILDUNG DURCH WISSENSCHAFT

Insbesondere mit Blick auf Humboldt können wir hier unseren Ausgangspunkt aus Clemens Menzes zusammenfassender Darstellung nehmen. »Bildung im Sinne Humboldts«, schreibt er, »ist die Ausbildung der von Natur in den Menschen angelegten Fähigkeiten in der Weise, daß sie [...] sich auf je individuelle Weise zu einem harmonischen, in sich geschlossenen Ganzen fügen.«<sup>34</sup> Bildung besteht einmal

»in der Erweiterung der Weltansicht, indem in ihr die Aufhebung der je bedingten Weltansicht der Subjektivität in der Objektivität erstrebt wird; zum anderen bezeichnet sie die

30 Ebd., GS X, S. 253 = WF IV, S. 257.

31 Aufgabe des Staates ist für Schelling, im vollen Bewußtsein seiner Grenzen die Bedingungen dafür zu schaffen, innerhalb des Staates ein von ihm selbst unabhängiges und d.h. ein geistig-religiöses Leben zu führen. Er ist »Grundlage« und »Vorbereitung«: »sofern Grundlage, ist er nicht Zweck, aber ewiger, d.h. nicht aufzuhebender noch in Frage zu stellender Ausgangspunkt zum höheren Ziel alles geistigen Lebens.« (F.W.J. Schelling: Philosophie der Mythologie, SW XI, S. 550; siehe ähnlich L. Trosz/F. Leist: König Maximilian, S. 243)

32 F.W.J. Schelling: Philosophische Untersuchungen, S. 366.

33 Zum Konzept siehe ebd., S. 371.

34 C. Menze: Wilhelm von Humboldts Lehre, S. 125.

Kultivierung und Erhöhung, den ständigen Prozeß der Vollendung des Ich bis zur Repräsentanz der Idee der Menschheit in der Totalität des Besonderen. – Bildung besteht in der Erweiterung der an die jeweilige Individualität gebundenen Perspektive zu einer so umfassenden, daß sie den Inbegriff aller nur möglichen Perspektiven überhaupt darstellt und dadurch aus der subjektiven Gebundenheit gelöst und zur Objektivität selbst wird. Das aber heißt, daß die Subjektivität in ihrer Endlichkeit sich zu der alle Subjektivitäten umfassenden Objektivität vollendet.<sup>35</sup>

Hier werden die Wesensmerkmale des klassischen Bildungsbegriffs auf eine Weise zusammengefaßt, die heute noch als maßgebend angesehen werden dürfte, selbst wenn man geneigt wäre, aus der an der Endlichkeit und Geschichtsgelundenheit des Menschen orientierten Sicht zeitgenössischer Hermeneutik mit Begriffen wie »Subjektivität« bzw. »Objektivität«, insbesondere aber der hier anvisierten Möglichkeit »der Vollendung des Ich bis zur Repräsentanz der Idee der Menschheit in der Totalität des Besonderen« etwas vorsichtiger bzw. zurückhaltender umzugehen. Statt diese Darstellung über den dem Idealismus und Humboldt eigenen Bildungsbegriff weiterzuführen, soll im folgenden vielmehr auf einige in der Struktur des Konzepts »Bildung durch Wissenschaft« liegende Spannungen oder Schwierigkeiten hingewiesen werden; jene, die auch die geschichtliche Entfaltung der zur Institution gewordenen Humboldt-Universität begleiteten und wesentliche Rückwirkungen auf das Wissenschaftsverständnis der letzten 200 Jahre im Sinne der Spannung zwischen Wissenschaft als Lebensform und Wissenschaft als entpersönlichtem Gebilde bzw. als Institution hatten.

Was man im Bildungskonzept Humboldts und des Idealismus immer wieder hervorzuheben und geltend zu machen pflegt, ist der Aspekt der Menschenbildung im Gegensatz zu bloßer Sammlung von Kenntnissen. Beim Bildungsbegriff und bei der Charakterisierung des auf dem Prinzip »Bildung durch Wissenschaft« beruhenden Universitätskonzepts pflegen begriffliche Explikata hervorgehoben zu werden wie »Versittlichung des Menschen«, »geistige Selbsttätigkeit«, »sittliche Vervollkommenung«, »Selbstvervollkommenung des Menschen«, »Selbstversittlichung«, »Handlungsselbständigkeit«, »sittliche Selbstwerdung«, »Selbstbildung«.<sup>36</sup> Suchen wir nach einschlägigen Stellen in Humboldts Denkschrift, so finden wir gleich anfangs die grundsätzliche Behauptung, das Wesen der höheren Lehranstalten bestehe darin, »die objective Wissenschaft mit der subjectiven Bildung [...] zu verknüpfen«<sup>37</sup> (wobei das Adjektiv »subjectiv«

35 Ebd., S. 257.

36 H. Schelsky: Einsamkeit und Freiheit, S. 79ff.

37 W.v. Humboldt: OHWA, GS X, S. 251 = WF IV, S. 255.

kennzeichnend ist). In diesem Zusammenhang erinnert Humboldt dann daran, »daß ja nicht die Anhäufung todter Sammlungen für die Hauptsache zu halten«<sup>38</sup> sei, sondern Wissenschaft immer »aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen«, nicht »durch Sammeln extensiv auseinandergeriht werden«<sup>39</sup> müsse. Der Grund: »Denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und in's Innere gepflanzt werden kann, bildet den Charakter um, und dem Staat ist es ebenso wenig wie der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu thun.«<sup>40</sup> Und an einer weiteren Stelle wird die Bestrebung, »sich zur Wissenschaft zu erheben« gleich mit dem Sinnen »auf harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten«<sup>41</sup> in Zusammenhang gebracht, wobei nochmals Menschenbildung als oberstes Ziel der Wissenschaft gekennzeichnet wird.

Diese klaren Formulierungen, die im einzelnen wohl kaum weiter kommentiert zu werden brauchen, zeigen eindeutig den engen Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Bildung und lassen sich in der Tat mit Recht zusammenfassend unter die Formel »Bildung durch Wissenschaft« bringen (welche Formel jedoch, soweit ich sehe, in Humboldts Denkschrift selbst wortwörtlich in dieser Form nicht auftaucht). Geht es in diesem Sinne, wie Helmut Schelsky es formuliert hat, in der Humboldt-Universität in erster Linie »um den in ihr sich bildenden Menschen«, um »die Entwicklung aller im Menschen angelegten Fähigkeiten zu dem Höhepunkt der bewußten Individualität«, so scheint es von daher eine zwar überspitzte, aber gleichwohl nicht übertriebene Formulierung zu

38 Ebd., GS X, S. 255 = WF IV, S. 260.

39 Ebd., GS X, S. 253f = WF IV, S. 257f.

40 Ebd., GS X, S. 254 = WF IV, S. 258. Daß an der durch die Wissenschaft erwirkten Charakterbildung und Handlungsfähigkeit gerade auch dem Staat liegt, so daß dieser

gleichsam als »Auftraggeber« erscheint, ist nochmals ein Indiz des Kulturstaatsgedankens.

41 Ebd., GS X, S. 256 = WF IV, S. 261.

42 H. Schelsky: Einsamkeit und Freiheit, S. 135 (Herv. im Original).

sein, die Universität sogar als »eine Institution der sich selbst bildenden Individualisten« zu bezeichnen.<sup>43</sup> Wenn es im Konzept »Bildung durch Wissenschaft«

43 Ebd., S. 67. Herbert Schnädelbach stimmt der Meinung zu, dass Humboldt den Vorgang der Bildung durch Wissenschaft »wesentlich vom Individuum her denkt«; er stellt aber in Abrede, daß Humboldt damit auch schon ein »Bildungsindividualist« gewesen sei. Denn, wie er formuliert, »die Prinzipien ›Einsamkeit‹ und ›Freiheit‹ sind vielmehr gerade die Voraussetzung dafür, daß durch den so konzipierten Bildungsprozeß auch die Ansprüche des Gemeinwesens an den wissenschaftlich Gebildeten optimal erfüllt werden« (H. Schnädelbach: Philosophie in Deutschland, S. 43). Dazu ist zweierlei zu sagen. *Erstens*: es ist zweifelsohne so, daß in Humboldts Konzept die Ansprüche des Gemeinwesens sehr stark mit berücksichtigt und zur Geltung gebracht werden. Beide – Ansprüche des Individuums und des Gemeinwesens – schließen aber einander nicht notwendig aus, oder man könnte den Sachverhalt auch so formulieren, daß durch Humboldt die Ansprüche des Bildungsindividualismus auf staatliche Ebene erhoben und sanktioniert werden. In diesem Sinne könnte auch die Antwort Schelskys lauten: »Die Ansprüche des Gemeinwesens an den wissenschaftlich Gebildeten« stammen gerade von den letzteren selbst; sofern dem Staat seine Ansprüche und Aufgaben, ja seine ganze Auffassung als Kulturstaat, eben von »den wissenschaftlich Gebildeten« nahegelegt oder sogar »vorgeschrieben« worden seien (siehe Schelsky: Einsamkeit und Freiheit, S. 133ff). *Zweitens*: Daß sich den Prinzipien ›Einsamkeit‹ und ›Freiheit‹ durchaus positive Seiten abgewinnen lassen, steht außer Frage (detaillierter hierzu I.M. Fehér: Schelling und Humboldt, S. 78ff). Jedoch haben fast alle Aspekte der Humboldtschen bzw. idealistischen Bildungs- und Universitätsidee sowohl positive als auch negative Seiten, je nachdem, in welche Kontexte sie gestellt und anvisiert sind oder ob sie aus ihrem ursprünglichen Kontext fallen und gelegentlich auch pervertiert werden. Einsamkeit kann z.B. unter Umständen durchaus in Isolierung degradieren, auch das Geltend-Machen des Nationalcharakters, wie Schelling ihn für eine Neigung zur Philosophie in Anspruch nimmt (siehe VMAS, Ehrhardt, S. 54 = SW V, S. 260 und I.M. Fehér: Schelling und Humboldt, S. 92ff) läßt je nach Kontext, Zeitraum und geschichtlichem Hintergrund unterschiedliche Interpretationstrahmen und Bewertungsmöglichkeiten zu. Der Charakter des von der Humboldt-Universität in Anspruch genommenen Prinzips *staatlich geschützter Staatsunabhängigkeit* kann ebenfalls unterschiedlich eingeschätzt werden, je nachdem, ob es darauf abzielt, die äußeren und rechtlichen Grundlagen, einen Frei- und Spielraum für die Existenz der Wissenschaft zu schaffen, dem Zusammenhalt einer Gemeinschaft in Zeiten mangelnder politischer Einheit zu dienen und, im allgemeinen, mit der Gemeinschaft in irgendeiner schöpferischen Verbindung zu stehen; oder ob es, umgekehrt, sich dem Staat wegen seiner Sonderstellung verpflichtet wissend, nach außen gerichteten

in erster Linie – wie aus der Akzentsetzung der Formel wohl herauszuhören ist und wie auch aus den Intentionen Humboldts hervorgeht – auf die Bildung, nicht auf die Wissenschaft ankommt, wenn Wissenschaft des weiteren eine Lebensform, nicht ein entpersönlichtes Gebilde darstellt, so läßt sich die Wissenschaft in objektivierten Formen nicht weitergeben und sie bleibt immer eine eigene Angelegenheit, fast eine »Privatsache« des Individuums. Objektivierungen, in denen sich die Wissenschaft niederschlägt, z.B. schriftliche Texte, lassen sich dann – streng genommen – nicht mehr zu dieser gehörig ansehen. Wie Humboldt sagt: Wissenschaft »entflieht« dabei dergestalt, »daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt«.<sup>44</sup>

Als Lebensform kann Wissenschaft gewählt, versäumt oder bewußt abgelehnt werden. Als Vollzug und Selbstaufbau der Persönlichkeit kann sie jedoch kaum mit objektivierbaren »Ergebnissen« gleichgesetzt werden, und sie läßt sich nur als vorbildhafte Tätigkeit der eigenen »Selbstwerdung«, als persönliches Beispiel auf folgende Generationen überliefern. Kontinuität der Wissenschaft läßt sich von da aus gesehen vor allem und ausschließlich als Kontinuität der Lebensform am lebendigen Beispiel Älterer verstehen. Wissenschaft ist das Medium, in dem und durch das Bildung vollzogen werden muß – dennoch kommt es in erster Linie auf die Bildung an. Allen Objektivierungen, sprachlich objektivierten »Resultaten«, »Konzepten«, »Begriffen«, »Theorien« kommt im Hinblick auf die Bildung der Persönlichkeit nur vorübergehende, beschränkte

staatlichen Machtdilegien Vorschub leistet bzw. einfach in gesellschaftlich luftleeren Raum, in den Zustand tatsächlicher Isolierung und Irrelevanz gerät. Für das letztere mögen einige briefliche Äußerungen Heideggers als Beispiel angeführt werden – eben desjenigen Heidegger, der die wahre Einsamkeit sehr wohl zu schätzen wußte –, in denen der Ausdruck »Einsamkeit« eben im gewöhnlichen bloß negativen Sinne als Isoliertheit, Allein-Sein verwendet wird. In zwei aufeinanderfolgenden Briefen an Karl Jaspers aus den Jahren 1935-36 schreibt er: »die Einsamkeit ist nahezu vollkommen«; »Sonst ist es einsam«. Aber diesen Briefen ist zugleich auch der Grund dafür zu entnehmen, nämlich im Blick auf den Zustand, »daß die ›Philosophie‹ ohne Ansehen ist«. Das heißt: zu Zeiten gesellschaftlicher Irrelevanz wird Philosophie und die damit einhergehende Einsamkeit mangels der Möglichkeit öffentlicher Wirkung zu einer Privatsache, bloßem Allein-Sein (Briefe Heideggers vom 1. Juli 1935 und 16. Mai 1936; siehe M. Heidegger/ K. Jaspers: Briefwechsel 1920-1963, S. 157, 161f; siehe noch ebd., S. 172). Wenn Heidegger auch noch Jahrzehnte später über Einsamkeit in diesem Sinne gesprochen hat, so besagt das wohl, daß sich dieser Zustand als dauerhaft erwiesen haben dürfte (vgl. R. Wisser: Nachdenkliche Dankbarkeit, S. 52, 65).

44 W.v. Humboldt: OHWA, GS X, S. 234 = WF IV, S. 258.

und bedingte Bedeutung zu. Wenn man an Objektivationen hängt oder an ihnen hängen bleibt, hat man das Wesentliche schon verfehlt. Wissenschaft ist ja nicht totes Material, sondern lebendiger Vollzug.

Gleichwohl gehört zur Wissenschaft ihrem Sinne nach so etwas wie Diskussion und Kritik, Auseinandersetzung wissenschaftlicher Theorien miteinander, Überprüfung früherer Theorien u.ä. Eine wissenschaftliche Kritik soll z.B. gerade auch das Sachliche vor Augen haben und im Blick darauf vollzogen werden; ihre Wissenschaftlichkeit hängt in erster Linie daran, ob sie für die Sache zutrifft. Daß sie sich dazu noch als bildend erweist, könnte als ein weiterer zusätzlicher Charakter angesehen werden, kaum aber als dazu genügend, sie allein auf diesem Grund als wissenschaftlich zu qualifizieren. Eben das fiele aber schwer, aus der Sicht des Prinzips »Bildung durch Wissenschaft« zu rechtfertigen. Von da aus gesehen besteht das Wissenschaftliche wohl im Bildenden oder Bildungsmäßigen: Eine wissenschaftliche Theorie oder eine Kritik, die Bildung ergibt, mußte sich ausschließlich und allein kraft dieses Charakters als wissenschaftlich bezeichnen lassen. Könnten aber schlicht falsche Theorien nicht bildend sein?

Die Schwierigkeit, die hier zutage tritt, besteht darin, daß Bildung jeweils Sache des Einzelnen bleibt, während Wissenschaft irgendwie doch einen allgemeinen, intersubjektiven, objektivierbaren Charakter haben und auch überlieferbar sein soll. Die Spannung kommt in Humboldts Forderung, »die *objective Wissenschaft* mit der *subjectiven Bildung* [...] zu verknüpfen«, exemplarisch zum Ausdruck. Bei der einseitigen Akzentsetzung auf die Wissenschaft als Lebensform, statt auf das entpersönlichte Gebilde, den mehr oder minder kontinuierlichen oder sich verändernden Wissens- und Lehrbestand, fällt es dem Humboldtischen Konzept schwer, die Weitergabe, die Überlieferung, die Kontinuität oder Änderung des Sachlichen zu erklären. Bei der Akzentuierung der *Wissenschaft als Lebensform* erweist sich also die *Überlieferung der Wissenschaft als Lehre* durchaus als problematisch und wird aus dem Gesichtskreis verloren. Gemäß dem Humboldtischen Prinzip und in seiner Wirkungsschichte ergibt die erfolgreiche Bildung durch Wissenschaft zunächst und vor allem Bildung – kaum aber Wissenschaft.

#### IV. LIBERALE STAATSAUFASSUNG, BILDUNGS- UND KULTURSTAATSGEDANKE

Liberal kann die der Humboldtischen Universitätsidee zugrundeliegende Staatsauffassung, die mit ihrer liberalen Wissenschaftsauffassung im engen Zusammenhang steht, zumindest aus zwei Gründen genannt werden. Erstens gewährt der Staat den von ihm selbst gegründeten und unterhaltenen Universitäten volle Lehr- und Lernfreiheit, die später sogenannte »akademische Freiheit« als Recht auf Autonomie und Selbstverwaltung.<sup>45</sup> Aus dieser Sicht ist der Staat eher Subjekt als Objekt der nämlichen Auffassung, die dergestalt mehr eine staatliche als eine Staatsauffassung darstellt. Zweitens, und damit im Zusammenhang, wird durch die Gründung und Unterhaltung auf akademischer Freiheit basierender Universitäten ein Bildungsauftrag gegeben, dem ein bestimmtes Menschenbild sowie eine bestimmte Auffassung des Verhältnisses von Staat und Staatsbürgern entsprechen und zugrunde liegen. Durch den Bildungsauftrag wird den höheren Lehranstalten ein Auftrag gegeben, Staatsbürger besonderer Art zu erziehen, wobei ausdrücklich oder unausdrücklich unterstellt wird, der Typ »gebildeter Mensch«, den die auf den Prinzipien »Einheit von Forschung und Lehre«, »Einheit und Freiheit« und »Bildung durch Wissenschaft« ruhenden Universitäten bilden sollen, sei für den Staat besonders wertvoll. Das der Staatsauffassung

45 Diese Autonomie ist, gemäß dem Freiheitsbegriff Kants und dem Idealismus, keine unbeschränkte und durch nichts gebundene, keine Willkür oder Beliebigkeit. Es wird zu Recht daran erinnert, daß die Autonomie eine »in der Wissenschaft begründete« ist und daß die Universität sie »nicht als Privileg um ihrer selbst willen besitzt« (Das Berufsbild, S. 47). Dasselbe betrifft die Selbstverwaltung, die auch nicht als Selbstzweck dem »Schutz von Institutionen um ihrer selbst willen«, vielmehr dem »wohlbegündeten Interesse der Allgemeinheit an einer sich frei entfaltenden Wissenschaft« dient (ebd., S. 72). Selbstverwaltung ist von da aus, was sie ist, immer auch als »Sachverwaltung«, nämlich »als Verwalterin, als Dienerin einer hohen Sache, einer hohen Funktion« (E. Anrich: Die Idee, S. 50). Wenn angesichts des eigentlichen Subjekts oder der Rechtsträger der Selbstverwaltung bzw. der Autonomie die beiden hier dargestellten Positionen in zueinander diametral entgegengesetzte Positionen kommen – »Die Autonomie ist nicht den Menschen gegeben, sondern der Institution« (ebd., S. 50), »die Freiheit der Selbstverwaltung« wurzelt »letztlich im Einzelnen; sie ist nicht delegierte, sondern ursprüngliche Freiheit« (Das Berufsbild, S. 73) –, so spiegelt dies bei genauerem Hinschauen weniger einen in der Sache liegenden grundsätzlichen Gegensatz wider als vielmehr die Bemühung, auf unterschiedliche, einander entgegengesetzte Pervertierungsmöglichkeiten zu reagieren bzw. sich davor zu schützen.



zugrunde liegende und sie mit ausmachende Menschenbild orientiert sich dabei selber an der autonomen, forschenden Lebensform, die als Wissenschaftsideal den Universitäten zugewiesen wird. Aufgabe und Ziel des Staates angesichts des Lebens seiner Bürger ist, ihnen »freie ungehemmte Wirksamkeit«<sup>46</sup> zu ermöglichen. »Harmonische Ausbildung aller Fähigkeiten«,<sup>47</sup> die in bezug auf die Universität in deren Zöglingen beabsichtigt ist, soll erweitert allen Staatsbürgern ermöglicht werden.

Im Humboldtschen Menschenbild werden demnach insbesondere Bildung und Freiheit unzertrennlich miteinander verknüpft. Es ist unschwer einzusehen: Sich bilden kann man nur in Freiheit, und nur freie Entfaltung der eigenen Kräfte führt zu – oder sie ist sogar unmittelbar schon – Bildung. Diese Verknüpfung finden wir in der Tat in einer Formulierung, die Humboldts Menschenbild und – ideal am knappsten zu enthalten scheint. »Der wahre Zweck des Menschen – nicht der, welchen die wechselnde Neigung, sondern welchen die ewig unveränderliche Vernunft ihm vorschreibt – ist die höchste und proportionirlichste Bildung seiner Kräfte zu einem Ganzen. Zu dieser Bildung ist Freiheit die erste, und unerlässliche Bedingung.«<sup>48</sup> Aus dieser engen Verbindung von Freiheit und Bildung folgt für den Staatsmann, daß der gebildete Mensch freier ist als der ungebildete und daß mit einem höheren Grad der Bildung auch die Freiheit zunimmt.<sup>49</sup> Zur Freiheit kann folglich am ehesten durch Bildung erzogen werden, und von da aus gesehen läßt sich sagen, daß die Universitäten eine überaus wichtige und unerlässliche staatsbürgerliche Aufgabe erfüllen.

Humboldts liberaler Staatsgedanke weicht jedoch an einem Punkt von den üblichen liberalen Staatsauffassungen entscheidend ab, insofern als die für sie kennzeichnende Selbstbegrenzung des Staates nicht wie in den gewöhnlichen angelsächsischen Auffassungen vor allem der Verteidigung des Privateigentums und den Interessen der bürgerlichen Gesellschaft dient. Vielmehr geht es Humboldt – in Anknüpfung an die Absage Kants und Schellings an das Nützlichkeitsprinzip als mögliche Orientierungsrichtung für den Staat, da Nützlichkeit der selbstlosen Wahrheitssuche und dem Prinzip »Bildung durch Wissenschaft« schroff entgegengesetzt sein soll – darum, den Staat als oberste irdische Instanz zu verstehen, die zugunsten des geistigen Sichbildens seiner Bürger und um dessen Förderung willen sich selbst begrenzt und von ihrer Freiheit zurücktritt. Darin liegt eben der Kulturstaatgedanke, die von der deutschen Klassik und

46 W.v. Humboldt: Ideen zu einem Versuch, GS I, S. 100 = WF I, S. 57.

47 Ders.: OHWA, GS X, S. 256 = WF IV, S. 261.

48 Ders.: Ideen zu einem Versuch, GS I, S. 107 = WF I, S. 64.

49 Vgl. ebd., GS I, S. 101 = WF I, S. 58.

dem Idealismus herrührende Idee des Staates als Bildungs- und Erziehungsanstalt. Die Bildung der Staatsbürger zu ermöglichen und innerhalb der ihm zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zu fördern, fällt diesem Konzept gemäß als allererste Aufgabe dem Staat zu.<sup>50</sup> Wenn wegen des auf das Individuum und seine freie Selbstentfaltung gesetzten Akzents das Humboldtsche Konzept als Bildungsindividualismus bezeichnet werden kann,<sup>51</sup> so könnte an diesem Punkt

50 Diese Position läßt sich durch das bereits im anderen Kontext angeführte Schelling-Zitat (siehe Anm. 28 oben) angemessen verdeutlichen: »Die Aufgabe ist also: dem Individuum die größte mögliche Freiheit (Autarkie) zu verschaffen – Freiheit, nämlich über den Staat hinaus und gleichsam jenseits des Staats [...]« (F.W.J. Schelling: Philosophie der Mythologie, SW XI, S. 551). Mit etwas abweichender Akzentuierung bei Fichte, der die nämliche Autarkie zugunsten der Gemeinschaftlichkeit in den Hintergrund zu stellen tendiert: »es giebt keine Art der Bildung, die nicht von der Gesellschaft, d. i. vom Staate im strengsten Sinne, ausgehe, und die nicht wieder in dieselbe zurückzulaufen streben müsse; diese Bildung ist daher selbst Staatszweck und der vollkommene Staat wird dessen Beförderung, jedem nach seinem Maasse, schon ohnedies in Anschlag gebracht haben.« (J.G. Fichte: Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, S. 148)

51 Siehe E. Troeltsch: Die deutsche Idee, S. 101f: »Die freie Hingebung in Pflicht und Gewissen an den Staat hat ihre Wahlverwandtschaft mit der Selbsthingabe des Glaubens an die Kirchen. Ebenso aber hat auch der deutsche Bildungsindividualismus seine starke Analogie mit der religiösen Innerlichkeit eines ganz persönlichen Glaubens, wie sie nicht bloß dem deutschen lutherischen Protestantismus, sondern auch dem deutschen, nur äußerlich romanisierten Katholizismus eignet. Ja, man wird sagen dürfen: Hier handelt es sich um mehr als bloße Wahlverwandtschaft und Analogie; es liegt ein historischer Entwicklungszusammenhang vor. Der deutsche Staatsgedanke und der deutsche Bildungsindividualismus sind zum guten Teil Verweltlichungen der kirchlich-religiösen Idee, ihre Übertragung auf Staat und Bildung [...]« – Eduard Spranger kennzeichnet den gesamten abendländischen Kulturwillen durch die Wendung: »Das Reich Gottes angestrebt in dieser Welt« (E. Spranger: Bildungsideal, S. 98). Die deutsche Universität charakterisiert er als »eine Stätte für die Pflege ethisch bedeutsamer geistiger Kulturgüter überhaupt«: »der deutsche Liberalismus erweitert das protestantische Prinzip der Gewissensfreiheit zur Autonomie der geistigen Persönlichkeit überhaupt«; hierzu gehören »vernünftige ›Frömmigkeit‹, [...] ein eigentümlich neuer Humanismus, eine weltlich-religiöse Vertiefung des Persönlichkeitsgefühls [...] So hängen deutscher Idealismus, Humanismus oder Persönlichkeitsideal und politischer Liberalismus innerlich zusammen« (E. Spranger: Das Wesen, S. 85f; vgl. noch ebd., S. 87f: »die Beschäftigung mit den wissenschaftlichen

das die liberale Staatsidee Humboldts Auszeichnende und von allen anderen Unterscheidende darin erblickt werden, einen bestimmt gerichteten Bildungsliberalismus darzustellen.<sup>52</sup>

Daß eine Universitätsidee zu einer bestimmten, ihr gemäßen Staatsauffassung führen und sich mit ihr zusammenschließen soll, mag überraschen, jedenfalls scheint es nicht notwendig zwingend zu sein. Gleichwohl kann es nicht verwundern, stellt doch die Staatsauffassung sozusagen den logischen Endpunkt oder Schlußstein der Humboldtschen Universitätsidee dar. Ohne ihn bliebe sie sozusagen in der Luft schwebend. Daß und wie die Universität eine Bestimmung und Gestalt gewinnen soll, kann nämlich in noch so hohem Maße Sache ihrer eigenen Gesetzgebung im Sinne Kants sein: ohne eine »irdische« oder »weltliche« Bestätigung bzw. Rückbindung und Garantie könnte sie kaum in die Wirklichkeit um- und festgesetzt und auf Dauer am Leben bleiben.<sup>53</sup> Nicht von ungefähr wird ihre Existenz immer dann gefährdet, wenn wie heute der Staat dazu

Ideen im Sinne von Kant, Fichte, Schelling, Hegel erschien als *der Weg zur Vollendung der Persönlichkeit* [...]«. – Zur Zurückführung von Humboldts Bestrebungen auf Luther siehe auch M. Lenz: Geschichte, S. 187: »So hatte einst Martin Luther das Verhältnis des Staates [...] zur Kirche, zum Reiche Gottes formuliert: als die Pflicht, den Untertanen die Freiheit des Zuganges zu Gott zu sichern. [...] in dem Boden der Reformation [...] ruht auch Humboldts Einschätzung der geistigen Werte, wie fernabliegend die Welt, in der er lebte, dem in dem Kulturbewußtsein seiner Epoche befangenen Reformator gewesen sein mochte [...]«.

52 Vgl. hierzu R.R. Sullivan: Gadamer, S. 253: »Ever since Wilhelm von Humboldt was a Prussian Minister of Education, there has been a kind of distinctly German liberalism which has focused on the educational development of the individual and devalued the distinctly Anglo-Saxon development of property. Admittedly, this German liberalism got badly sidetracked in the nineteenth century, but the memory of it was kept alive by, of all people, Nietzsche, who despised the new *Reich* for its materialism and cultivated a vision of history and education which made sense only in terms of the development of distinct individuality.« Sullivan behauptet ferner, daß »Gadamer is very much in harmony with this distinctly German liberalism«. – Der Begriff Bildungsliberalismus taucht bei Clemens Menze im Kontext der Humboldt gegenüber kritischen Darstellungen der Nazi-Zeit auf (C. Menze: Wilhelm von Humboldts Lehre, S. 284, Anm. 103).

53 »Verwirklichen kann sich die Universität aus dem ursprünglichen Wissenwollen nur«, schreibt Karl Jaspers, »wenn Gesellschaft und Staat es wollen« (K. Jaspers/K. Rossmann: Die Idee der Universität, S. 12).

tendiert, den Kulturstaatsgedanken als eigenes Selbstverständnis immer mehr preiszugeben.

Die Selbstbegrenzung des Staates gegenüber den von ihm selbst gegründeten und getragenen Universitäten kommt nun in Humboldts Denkschrift klar zum Ausdruck. »Höhere wissenschaftliche Anstalten«, so heißt es, sind »von aller Form im Staate losgemacht«, sie betreffen nur »das geistige Leben der Menschen«. <sup>54</sup> Dies zu befördern und mit äußeren Mitteln zu ermöglichen sei Pflicht des Staates; dies getan, soll er sich aber am besten zurückziehen; im allgemeinen dürfe er sich in Sachen der Universität so wenig wie möglich einmischen.

Der Kulturstaatsgedanke zehrt von einem anthropologischen Konzept, das davon ausgeht, daß das vom Staat zu Fördernde als Neigung und Anlage in den Bürgern schon vorhanden ist; in der Universitätsidee Humboldts erscheint in diesem Zusammenhang der Staat als Instanz, deren Aufgabe darin besteht, daß er »das in sich unbestimmte und gewissermaßen zufällige Wirken [der Menschen, d.h. der Bürger] in eine festere Form zusammenfassen will«. <sup>55</sup> Es wird hierbei vorausgesetzt, es gebe so etwas wie ein »inneres Streben«, das »zur Wissenschaft und Forschung hinführt«.

Dennoch ist sich Humboldt, der erfahrene Staatsmann, bewußt, daß jenes Streben nicht unbedingt in jedem Menschen vorliegen muß, weswegen ihm ein ganz bestimmtes Problem entsteht – gerade auch in bezug auf die anvisierten wissenschaftlichen Anstalten. Denn in diesen, so schreibt er, »werden natürlich auch viele [...] tätig sein können, denen dies Streben fremd, einige, denen es zuwider ist«. <sup>56</sup>

Humboldts Formulierungen sind in dieser Hinsicht vorsichtig und zurückhaltend. Der Grund mag im latenten Bewußtsein der Schwierigkeiten liegen. Seine Argumentation ist daher von Resignation durchdrungen. Es ist ja unvermeidlich, so wird nahegelegt, daß an den Universitäten »viele« werden »tätig sein können«, denen das innere Streben nach Wissenschaft und Forschung teils »fremd«, teils sogar »zuwider« ist. Was tun? Gegenüber Schellings radikalem Lösungsvorschlag, sie aus der Universität einfach zu entfernen (oder bestenfalls »in der gänzlichen Passivität [zu] erhalten«<sup>57</sup>), sucht Humboldt einen *modus vivendi*, gleichsam einen Kompromiß, zu erreichen. Dies schon deswegen, weil, wie er in der Fortsetzung des Obigen gleich resigniert bemerkt, das nämliche Streben »in voller und reiner Kraft [...] überhaupt nur in wenigen sein« könne, »und es [...]

54 W.v. Humboldt: OHWA, GS X, S. 252 = WF IV, S. 256.

55 Ebd., GS X, S. 252 = WF IV, S. 256. Zum folgenden ebd.

56 Ebd., GS X, S. 254 = WF IV, S. 258.

57 F.W.J. Schelling: VMAS, Ehrhardt, S. 30f = SW V, S. 236f.



nur selten und nur hier und da wahrhaft hervorzutreten«<sup>58</sup> brauche. Diese eher schwermütigen Überlegungen vorausgeschickt, kommt Humboldt endlich einmal zu einem Machtspruch-ähnlichen Muß-Satz: »was aber schlechterdings immer herrschend sein muß, ist Achtung für dasselbe [Streben] bei denen, die es ahnen, und Scheu bei denen, die es zerstören möchten«.<sup>59</sup> Die Universität, so scheint Humboldt anzudeuten, müsse notgedrungen mit denjenigen zusammenleben, denen die Idee derselben »fremd« oder »zuwider« ist; die Möglichkeit, sie loszuwerden, wird nicht ernsthaft in Erwägung gezogen. Aber Humboldt geht nicht darauf ein, wie sich sein Muß-Satz verwirklichen ließe. Denn wie sollte in der Tat »Achtung« für ein Streben bei denjenigen erweckt werden können, denen dasselbe »fremd« ist, geschweige denn »Scheu bei denen, die es zerstören möchten«? Scheu erwecken kann man wohl nicht ohne autoritäre Geste, Gewalt, Zwang oder Machtsprüche, und ihr Gelingen bleibt zweifelhaft – aber sollte es auch gelingen, was würde letztendlich aus der Universität als höherer Lehranstalt freier geistiger Selbsttätigkeit und sittlicher Selbstverdingung, wenn sie sich am Ende just darüber freuen müßte, die innerhalb ihrer vorhandenen zerstörerischen Kräfte, infolge der in ihnen erweckten Scheu, mit Erfolg zurückgestellt zu haben? Welche Chancen hat nun eine *Institution*, die von Anfang an gegen die in sie eingebauten zerstörerischen Kräfte kämpfen muß, um sie unschädlich zu machen, zur Verwirklichung ihrer hochangegriffenen Ziele?

Um auf den Kulturstaatsgedanken zurückzukommen, besteht seine Positivität darin, daß Bildung der Bürger nicht bloß Sache staatlicher Kulturpolitik darstellt, sondern staatlicher Politik überhaupt. Die Kehrseite, die es auch gibt, liegt eben da, nur von der anderen Sinnrichtung her, daß nämlich die gesamte Politik des Staates von der Kulturpolitik absorbiert, genauer: in sie zurückgenommen wird. Bürgerliche Freiheit wird von nun an hauptsächlich als (und innerhalb der Grenzen der) Freiheit zur Bildung verstanden; diese wiederum wird – unter Verzicht auf äußere wie wirtschaftliche so politische Tätigkeit (Folge der Absage an die einseitige Nützlichkeitsorientierung der Aufklärung und des Zurückschreckens vor den Exzessen der französischen Revolution) – vorwiegend als Sache der Innerlichkeit interpretiert.

Die Universitäten gehen, nachdem sie aus dem Zentrum staatlicher Politik und der Staatsziele herausgefallen sind, in den spezifisch untergeordneten Interessenkreis staatlicher Kulturpolitik über, neben der es andere, möglichst wichtigere Teilbereiche staatlicher Politik gibt –, ja, es entsteht gerade *sensu stricto* Kulturpolitik als begrenztes Teilgebiet und Aufgabenbereich innerhalb der staat-

lichen Politik selbst. In einem gewissen Sinne darf wohl gesagt werden, die Entstehung der Kulturpolitik hängt im wesentlichen mit dem Untergang des Kulturstaatsgedankens zusammen: Entsteht die Kulturpolitik, vergeht der Kulturstaatsgedanke, oder auch umgekehrt: Vergeht der Kulturstaatsgedanke, entsteht die Kulturpolitik. Letztere stellt die Kompensation oder den Ersatz für den Untergang des Kulturstaatsgedankens dar.

## V. DIE WECHSELVOLLE NACHGESCHICHTE DER HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ERLÄUTERT AN EINER HAUPTSCHWIERIGKEIT DES IDEALISMUS

Die Humboldt-Universität hat in ihrer Geschichte vielfache Unbilden erfahren, ja, wie wir sehen, war ihre ganze Geschichte sogar von Anfang an durchgehend eine problematische, schwankende, mit Erschütterungen und Umstürzen beladen, so daß sogar in Frage gestellt werden kann, ob sie in ihrer »Reinheit« je einen Augenblick wirklich existiert hat.<sup>60</sup>

Die Frage, die hier abschließend kurz zur Diskussion gestellt werden soll, ist nicht eine *geschichtliche*, sondern vielmehr eine *grundsätzliche*, d.h. *philosophische*, und läßt sich wie folgt formulieren: Gesetzt, daß die Humboldtsche Universitätsidee in ihrer geschichtlichen Entfaltung Unbilden und Erschwernisse erfahren hat, woran liegt es? Läßt es sich, mit anderen Worten, durch geschichtliche Umstände und deren sich jeweils ändernde Konstellationen genügend erklären, oder kann es hier Schwierigkeiten geben, die *philosophischer* Art, d.h. in der Universitätsidee selbst und in ihrer Verwurzelung in der idealistischen Philosophie begründet sind?

Anhaltspunkte für eine mögliche Antwort finden sich bei mehreren Autoren; von diesen wird zunächst ausgegangen, und es wird versucht, die Befunde, die zwar eine strukturelle Ähnlichkeit untereinander aufweisen, jedoch disparater Art sind, auf ein Kernproblem bzw. eine in der Philosophie des Idealismus liegende Grundschwierigkeit zurückzubeziehen.

Setzen wir gleich bei einem Hinweis Schelskys an, der das entscheidende Problem ohne Umstände gleichsam nebensächlich anspricht. Ging es Humboldt darum, in den höheren wissenschaftlichen Anstalten »die Tätigkeit immer in

60 Es wäre auch nicht übertrieben, mit Schelsky der Meinung zu sein, »die Krise der Universität« könne »historisch als ihr Normalzustand angesprochen werden« (H. Schelsky: Einsamkeit und Freiheit, S. 33).

58 W.v. Humboldt: OHWA, GS X, S. 254 = WF IV, S. 258.

59 Ebd., GS X, S. 254f = WF IV, S. 258f.

der regsten und stärksten Lebendigkeit zu erhalten«, <sup>61</sup> so heißt es unter Anspielung auf diese Stelle knapp bei Schelsky: »Die ›regste und stärkste Lebendigkeit‹ der Wissenschaft und Forschung ist nicht *institutionalisierbar*.« <sup>62</sup> Rückübersetzt in die Perspektive des Idealismus bedeutet dies folgendes. Die Schwierigkeiten, die in der Humboldtschen Universitätsidee (bzw. in ihrer Umsetzung) liegen, kommen z.T. den Schwierigkeiten der idealistischen Philosophie gleich und sind demnach auf sie zurückführbar: Lebendigkeit und Geist (Hauptthemen des Idealismus) lassen sich kaum angemessen *institutionalisieren*. Von da aus läßt sich die These aufstellen: Die dem Idealismus eigene Grundschwierigkeit besteht in der Unangemessenheit von Idee und empirischer Erscheinung bzw. Idee und ihrer empirischen Erscheinung. Die Idee muß ihrer Erscheinung immer transzendent bleiben. In dieser Hinsicht bleibt auch Humboldt, wiewohl er andererseits den »idealistischen Systemgedanken nie geteilt« <sup>63</sup> und sich im Gegensatz zum Idealismus überhaupt gesehen hat, indem er den Standpunkt des Allgemeinen zugunsten der Individualität ablehnte, an ihn doch innerlich gebunden. <sup>64</sup> Wie sehr er die auf Platon zurückreichende idealistische Grundunterscheidung von Idee und Erscheinung teilte, geht aus einer Stelle seiner Denkschrift, die oben in einem anderen Kontext herangezogen wurde, ganz klar hervor: Der Staat müsse sich immer bewusst bleiben, heißt es, »dass etwa nicht bloss die Art, wie er diese [äußeren] Formen und Mittel beschafft, dem Wesen der Sache schädlich werden

kann, sondern der Umstand selbst, dass es überhaupt solche äussere Formen und Mittel für etwas ganz Fremdes giebt, immer nothwendig nachtheilig einwirkt und das Geistige und Hohe in die materielle und niedere Wirklichkeit herabzieht.« <sup>65</sup>

»Das Geistige und Hohe« wird hier völlig unvermittelt einer »materiellen und niederen Wirklichkeit« entgegengesetzt und stellt im Blick auf diese »etwas ganz Fremdes« dar, in das es eben »herabgezogen« wird. Damit ist der richtig platonische *hiatus*, die grundsätzliche, nie aufhebbarer Unangemessenheit von Geistigem und Materiellem, Idee und Wirklichkeit, klar ausgesprochen. So sehr der Staat nach Humboldt darum unablässig bemüht sein soll, »gut zu machen, was er selbst, wenngleich ohne seine Schuld, verdirbt oder gehindert hat.« <sup>66</sup> es bleibt völlig unklar, inwieweit der jeweilige Versuch einer Wiedergutmachung überhaupt Chance zum Gelingen haben kann – ist es doch erklärtermaßen so, daß der Staat »immer hinderlich ist, sobald er sich hineinmischet«. Von da aus gesehen wäre, nimmt man Humboldt richtig beim Wort, das Tun des Staates im Hinblick auf die Universitäten notgedrungen immer ein Verderben, ein Hindern. Sollte es gleichwohl um die Sache auch nicht so schlimm bestellt sein – diese Worte Humboldts klingen nicht nur allzu pessimistisch, sondern sie sind darüber hinaus auch nicht ganz verträglich mit dem, was er anderswo über die Aufgabenstellung des Staates etwa im Blick auf die Ernennung der Dozenten behauptet –, so ist immerhin in dieser Hinsicht Walter Rüeggs Bemerkung – die der Sache nach in dieselbe Richtung zeigt wie der Hinweis Schelskys – zuzustimmen: »Die Humboldtsche Universität hat [...] keine aus ihrer eigenen Idee her resultierende Struktur.« <sup>67</sup> Dieser Satz sollte wohlgemerkt nicht in dem Sinne mißverstanden werden, es gäbe keine empirische Struktur überhaupt, die der Idee entspräche. Der Satz soll vielmehr bei genauerem Besehen so verstanden werden, daß eine Vielzahl *institutioneller* Strukturen mit der Idee durchaus verträglich sein können und sie zur Geltung zu bringen imstande sind; daß indessen nicht sinnvoll davon die Rede sein kann, es könne jeweils eine einzige oder ausgezeichnete Struktur geben, die wie keine andere ihr zu genügen oder sie zu empfangen vermöchte. Eine Idee kann sich unmöglich in einer einzigen empirischen Realität voll verkörpern, in ihr ohne Rest aufgehen – soll heißen: eine Pluralität empirischer Erscheinungen kann ihr genüge tun, kann ihre Trägerin werden, eine ausgezeichnete gibt es nicht. Die Idee ist unerschöpflich, die empirische Erscheinung dagegen jeweils beschränkt. In diesem Sinne heißt es – mit Schelsky und

61 W.v. Humboldt: OHWA, GS X, S. 251f = WF IV, S. 256.

62 H. Schelsky: Einsamkeit und Freiheit, 2. Aufl., S. 262. (Hervorhebung I.M.F.)

63 Ders.: Einsamkeit und Freiheit, S. 83.

64 Siehe hierzu H.-G. Gadamer: GW I, S. 347f: Was die Begründung des Historismus angeht, »ist es doch die Position Hegels, in der er seine Legitimation findet, auch wenn die Historiker, die das Pathos der Erfahrung beseelte, sich statt dessen lieber auf Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt beriefen. Weder Schleiermacher noch Humboldt haben ihre Position wirklich zu Ende gedacht. Sie mögen die Individualität [...] noch so sehr betonen, am Ende findet doch lediglich in einem unendlichen Bewußtsein [...] der Gedanke der Individualität seine Begründung. Es ist die pantheistische Eingeschlossenheit aller Individualität ins Absolute, die das Wunder des Verstehens ermöglicht. So durchdringen sich auch hier Sein und Wissen im Absoluten. Weder Schleiermachers noch Humboldts Kantianismus ist somit gegenüber der spekulativen Vollendung des Idealismus in Hegels absoluter Dialektik eine selbständige systematische Affirmation. Die Kritik an der Reflexionsphilosophie, die Hegel trifft, trifft sie mit.« Vgl. ferner ebd., S. 443: Humboldts »Interesse an der Individualität ist wie seines Zeitalters durchaus nicht als eine Abkehr von der Allgemeinheit des Begriffs zu verstehen.«

65 W.v. Humboldt: OHWA, GS X, S. 253 = WF IV, S. 257. (Herv. I.M.F.)

66 Ebd., GS X, S. 253 = WF IV, S. 257. Zum folgenden ebd.

67 W. Rüegg: Strukturreform, S. 246.

Rüegg weitgehend übereinstimmend – bei Karl Jaspers: »Jede Verwirklichung einer Idee in Institutionen führt auch zu einer Einschränkung der Idee. Die Institution, ihre Gesetze und Formen drängen sich vor.«<sup>68</sup>

Die angezeigte Schwierigkeit des Idealismus hinsichtlich der Ungleichheit bzw. Unangemessenheit von Idee und Empirie, Geist und Institution läßt sich am Beispiel Heideggers gut verdeutlichen. Sein Versuch einer Erneuerung der Universität im Rückgriff auf Humboldt und den Idealismus hatte von Anfang an mit dem Problem des *Institutionellen* zu kämpfen. Am Ende der Rektoratsrede steht schon das emphatische Entweder-Oder: »es steht bei uns, ob und wie weit wir uns um die Selbstbestimmung und Selbstbehauptung von Grund aus und nicht nur beiläufig bemühen oder ob wir [...] nur alte Einrichtungen ändern und neue anfügen.«<sup>69</sup> Das Bemühen um Selbstbestimmung und Selbstbehauptung wird bei dieser Akzentuierung und Problemstellung notgedrungen so etwas wie einer Änderung von Einrichtungen gegenübergestellt, wo doch wirkliche Selbstbestimmung letztere nicht nur nicht auszuschließen bräuchte, sondern vielmehr in ihr enthalten müßte. Gewiß, es kann durchaus dabei bleiben, daß nur alte Einrichtungen geändert und neue angefügt werden, während keine wirkliche Selbstbestimmung und Selbstbehauptung stattfindet. Soll diese doch nicht ausbleiben, so wäre es jedenfalls verkehrt, wenn sie in sich geschlossen bliebe; sie soll grundsätzlich, wie es scheint, ihrerseits auch und gerade zur Änderung alter Einrichtungen und ihrer Ablösung durch Neue führen. Bei einer institutionellen Änderung kommt freilich alles darauf an, welchen »Geist« sie trägt und zur Geltung zu bringen sucht. Hierüber Gewißheit zu erhalten ist jedoch grundsätzlich unmöglich, ist doch Selbstbestimmung Sache der Gesinnung, d.h. der Innerlichkeit. Die Selbstbestimmung und Selbstbehauptung kann also mit mehreren *institutionellen* Änderungen verträglich sein, mit einer einzigen bestimmten Form läßt sie sich kaum identifizieren. Möglicherweise ist dies der Grund dafür, daß Heideggers Aufrufe keine empirische Konkretisierung angeben.

Heideggers Rektoratsrede sollte »die Erneuerung der Universität [...] gegen Übergriffe aller Art immunisieren« schreibt Gerhart Schmidt. »Heidegger war guten Willens und tat genau das Verkehrte: Er untergrub die institutionalen Grundlagen. ›Wir wollen uns selbst‹, verkündete er emphatisch [...] Aber damit wird der Wille daran gehindert, sich objektiv zu werden, sich in wirklichen Gestalten zu verfestigen.«<sup>70</sup> Was hier eher als Vorwurf formuliert wird, erscheint

aus unserer Sicht vielmehr als eine in der Sache selbst liegende Schwierigkeit. Das Objektiv-Werden des Willens ist zumindest seit Kant – der ja meinte, »der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt, oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen, d.i. an sich, gut« und »die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Wille weder etwas zusetzen, noch abnehmen«<sup>71</sup> – das Objektiv-Werden des Willens ist ein wirkliches Problem, das deshalb kaum bloß auf Heideggers »Unfähigkeit, das Wesen der Institutionen zu begreifen«,<sup>72</sup> zurückgeführt werden könnte. Nicht zu Unrecht kann in diesem Zusammenhang bereits Kant als »organisationsblind« bezeichnet werden.<sup>73</sup> Das Wesen der Institutionen liegt ja laut Humboldt, wie wir gehört haben, eben darin, »äussere Formen und Mittel für etwas ganz Fremdes«, nämlich für »das Geistige« darzustellen, womit die Konsequenzen bei Jaspers und Schelsky weitgehend im Einklang stehen: »Jede Verwirklichung einer Idee in Institutionen führt auch zu einer Einschränkung der Idee«; »die ›regste und stärkste Lebendigkeit‹ der Wissenschaft und Forschung ist nicht *institutionalisierbar*.«

Die zur Diskussion stehende Schwierigkeit läßt sich schließlich auch durch Rückgriff auf einige Aspekte dessen erläutern, was oben als die Aporie des Bildungsbegriffs bzw. des Konzepts »Bildung durch Wissenschaft« bezeichnet wur-

71 I. Kant: Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, WA VII, S. 19. Hegel hat diesen Charakter der kantischen Moralphilosophie von Grund her kritisiert und ihm seinen Begriff der Sittlichkeit gegenübergestellt. Sittlichkeit soll ihm zufolge die Objektivationen – Sitten, Bräuche, Religion usw. – eines Volkes in sich schließen und nicht auf die reine Innerlichkeit des Willens (desjenigen des Einzelnen) beschränkt bleiben. Schon die Tatsache jedoch, daß sein System über den objektiven Geist hinaus (wo ja die Sittlichkeit ihren systematischen Ort findet) zum absoluten Geist führt, zeigt, daß der Geist auch bei ihm alle Objektivationen zurücknehmen muß, um bei sich selbst und mit sich selbst identisch zu sein.

72 G. Schmidt: Heideggers philosophische Politik, S. 90. (Hervorhebung I.M.F.) Das beträfe ohne weiteres auch Kant.

73 Siehe H. Brunkhorst: Die Universität der Demokratie, S. 81: »Die Universität als organisatorischer Kern des Wissenschaftssystems [...] spielt bei dem eher organisationsblinden Kant überhaupt noch keine Rolle.« Diese Blindheit soll in unserem Zusammenhang indes nicht bloß als mangelndes Interesse oder als Gleichgültigkeit gegen die organisatorische Frage verstanden werden – als ein Versäumnis, das »bei seinen idealistischen Nachfolgern«, die die »Idee der Wissenschaft« in eine »entsprechende Idee der Universität« überführt haben (ebd., S. 81f), nachgeholt wird. Sie liegt viel tiefer und betrifft den Kern Kantischen wie idealistischen Denkens.

68 K. Jaspers/K. Rossmann: Die Idee der Universität, S. 120. (Hervorhebung I.M.F.)

69 M. Heidegger: Die Selbstbehauptung der deutschen Universität, GA 16, S. 116f.

70 G. Schmidt: Heideggers philosophische Politik, S. 88. Das Heidegger-Zitat siehe GA 16, S. 117: »(‹Wir wollen uns selbst›).«

de. Bildung ist ja Sache der Innerlichkeit, ein subjektiver Vorgang, und das die Humboldtsche Universitätsidee Auszeichnende liegt eben darin, »die objective Wissenschaft mit der subjectiven Bildung [...] zu verknüpfen«. <sup>74</sup> In und durch Wissenschaft soll das Individuum gebildet und durch Bildung zu einem verwandelten Menschen werden. Humboldt geht es um diejenige »Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und in's innere gepflanzt werden kann«, denn nur diese »bildet den Charakter um«. <sup>75</sup> Das heißt: ihm kommt es auf die Wissenschaft in erster Linie (nicht als Bereicherung von Kenntnissen, Zuwachs am objektivierten Bestand von Ergebnissen, Wettbewerb von Theorien, sondern vielmehr) als persönliche bildende und -umbildende Kraft an. Im Konzept »Bildung durch Wissenschaft« kommt es aber in erster Linie – wovon oben die Rede war – auf die Bildung, nicht auf die Wissenschaft an. Objektivieren läßt sich wohl die Wissenschaft, nicht aber die Bildung durch sie. Denn, so Humboldt, »alle Bildung hat ihren Ursprung allein in dem Inneren der Seele, und kann durch *äußere Veranstellungen* nur veranlaßt, nie hervorgebracht werden«. <sup>76</sup> Wissenschaft erscheint in diesem Licht als »*äußere Veranstellung*«, durch die Bildung einerseits wohl »veranlaßt«, andererseits aber »*nur* veranlaßt, nie hervorgebracht werden« kann.

In der Perspektive Humboldts und des Idealismus stehen dem allein wichtigen Bildungsvorgang die jeweiligen Objektivierungen der Wissenschaft in gewissem Sinne wie unvermittelt, fremd oder inkommensurabel gegenüber. Nun läßt sich hinzufügen: zu diesen Objektivierungen gehören mit Sicherheit auch die jeweiligen institutionellen Formen. Die innere Verwandlung der Seele läßt sich nicht in institutionellen Formen einschließen oder in wirklichen Gestalten verfestigen (ebensowenig wie die religiöse Erlösung des Menschen). Sie kann durch mehrere Formen »veranlaßt« werden oder mit mehreren Formen verträglich sein; eine einzige Form, die sie wie keine zweite oder keine andere »veranlassen« und problemlos weiterführen könnte, kann es nicht geben. Denn, wie es bei Karl Jaspers hieß: »Jede Verwirklichung einer Idee in *Institutionen* führt auch zu einer Einschränkung der Idee. Die *Institution*, ihre Gesetze und Formen drängen sich vor.« <sup>77</sup>

<sup>74</sup> W.v. Humboldt: OHWA, GS X, S. 251 = WF IV, S. 255.

<sup>75</sup> Ebd., GS X, S. 258 = WF IV, S. 254.

<sup>76</sup> W.v. Humboldt: Über Religion, GS I, S. 70 = WF I, S. 25. (Hervorhebung I.M.F.)

Dies läßt sich auch als eine »monadische« Struktur des Menschen bezeichnen (siehe C. Menze: Wilhelm von Humboldts Lehre, S. 101).

<sup>77</sup> K. Jaspers/K. Rossmann: Die Idee der Universität, S. 120. (Hervorhebung I.M.F.) Es ist ein »Selbstwiderspruch der Kultur«, hieß es bei Georg Simmel, daß »die objektiven Gebilde, in denen sich ein schöpferisches Leben niedergeschlagen hat und die

»Jede Verwirklichung einer Idee« – diese Redewendung dürfte indes etwas ungenau sein, und durch Hinweis darauf soll dieser Beitrag zum Schluß kommen. Ideen lassen sich nämlich streng genommen – soll der platonische Unterschied zwischen Idee und Erscheinung zu Recht bestehen – nicht verwirklichen: sie können vielmehr entweder lebendig oder tot, entweder wirksam oder unwirksam sein, sie können das Wirken von Menschen durchdringen oder nicht. Sie sind Leitbilder, die unsere Tätigkeit bestimmen, unter die wir uns stellen können. Idee im Sinne Kants und des Deutschen Idealismus ist kein Begriff, dem Gegenstände entsprechen könnten. Ideen sind gar nicht gegenständlich, weil die Totalität, die sie anzeigen, kein *Gegenstand* ist, ihnen kann des weiteren erfahrungsgemäß, d.h. in der Empirie grundsätzlich niemals entsprochen werden. <sup>78</sup> Nach

dann wieder von Seelen aufgenommen werden, [...] alsbald eine selbständige, jeweils durch ihre sachlichen Bedingungen bestimmte Entwicklung« gewinnen, bzw. daß »die objektiven Kulturgebilde ein selbständiges, rein sachliches Normen gehorsames Wachstum erfahren«. Das Wesen des inneren Lebens ist es, daß es »seinen Ausdruck immer nur in Formen findet, die [...] eine Festigkeit in sich selbst haben, in einer gewissen Abgelöstheit und Selbständigkeit gegenüber der seelischen Dynamik, die sie schuf. Das schöpferische Kraft erzeugt dauernd etwas, was nicht selbst wieder Leben ist, woran es sich irgendwie tollt [...] Es kann sich nicht aussprechen, es sei denn in Formen, die etwas für sich, unabhängig von ihm, sind und bedeuten. Dieser Widerspruch ist die eigentliche und durchgehende Tragödie der Kultur« (G. Simmel: Die Krisis der Kultur, S. 46f, 50f). Siehe noch G. Simmel: Der Begriff, z.B. S. 183: »Der Geist erzeugt unzählige Gebilde, die in einer eigentümlichen Selbständigkeit fortexistieren, unabhängig von der Seele, die sie geschaffen hat«; ferner Ders.: Lebensanschauung, z.B. S. 49. – Was Simmel als Tragödie oder Selbstwiderspruch der Kultur schildert, trägt mutatis mutandis auch demjenigen Phänomen Rechnung, das oben auseinanderzusetzen versucht wurde, nämlich der wesentlichen Spannung zwischen dem innerlichen Bildungsvorgang und seinen äußeren Objektivierungen.

<sup>78</sup> Zum Wesen der Ideen bzw. Prinzipien gehört nach Kant im wesentlichen, daß »ihnen kein korrespondierendes Schema der Sinnlichkeit gegeben werden kann, und sie also keinen Gegenstand in concreto haben können«. »Denn, wie kann jemals Erfahrung gegeben werden, die einer Idee angemessen sein sollte? Darin besteht eben das Eigentümliche der letzteren, daß ihr niemals irgend eine Erfahrung kongruieren könne« (Kant: Kritik der reinen Vernunft, B692, B649). Vgl. noch ebd., B595: »Ideen aber sind noch weiter von der objektiven Realität entfernt, als Kategorien; denn es kann keine Erscheinung gefunden werden, an der sie sich in concreto vorstellen ließen«. Ebd., B510f: Ihr werdet »durch keine einzige Erfahrung den Gegenstand eurer Ideen in concreto erkennen können (denn es wird, außer dieser vollständigen Anschauung,

Schellings treffender Formulierung ist das Unbedingte dadurch gekennzeichnet, eben kein Ding zu sein und niemals zu einem solchen werden zu können.<sup>79</sup> Vielmehr sind die Ideen richtungsweisend, indem sie dazu tendieren, das Gegebene der Erkenntnis in ein Ganzes zu organisieren.<sup>80</sup> Wenn Schelling in seiner Unversitätsschrift sagt, »Ideen sind das Lebendige der Wissenschaft«, so meint das u.a., daß sie es sind, die unserer Erkenntnis Einheit und Leitbild verleihen. Philo-

noch eine vollendete Synthesis und das Bewußtsein ihrer absoluten Totalität erfordert, welches durch gar kein empirisches Erkenntnis möglich ist). Ebd., B371: »Plato bemerkte sehr wohl, daß unsere Erkenntniskraft ein weit höheres Bedürfnis fühle, als bloß Erscheinungen nach synthetischer Einheit buchstabieren, um sie als Erfahrung lesen zu können, und daß unsere Vernunft natürlicher Weise sich zu Erkenntnissen aufschwinge, die viel weiter gehen, als daß irgend ein Gegenstand, den Erfahrung geben kann, jemals mit ihnen kongruieren könne, die aber nichtsdestoweniger ihre Realität haben und keinesweges bloße Hirngespinnste sein«. Wohlgemerkt gehen die Vernunftideen zwar »über die Grenzen des Empirischen« hinaus, bleiben aber jederzeit »in Verknüpfung mit demselben« (ebd., B436).

79 Vgl. F.W.J. Schelling: Vom Ich als Prinzip der Philosophie, § 3, AA I, 2, S. 89f = SW I, S. 166f: »Die philosophische Bildung der Sprachen, die vorzüglich noch an den ursprünglichen sichtbar wird, ist ein wahrhaftes durch den Mechanismus des menschlichen Geistes gewirktes Wunder. So ist unser bisher unabsichtlich gebrauchtes deutsches Wort Bedingen nebst den abgeleiteten in der Tat ein vortreffliches Wort, von dem man sagen kann, daß es beinahe den ganzen Schatz philosophischer Wahrheit enthalte. Bedingen heißt die Handlung, wodurch etwas zum Ding wird, bedingt, das was zum Ding gemacht ist, woraus zugleich erhellt, daß nichts durch sich selbst als Ding gesetzt sein kann, d.h. daß ein unbedingtes Ding ein Widerspruch ist. Unbedingt nämlich ist das, was gar nicht zum Ding gemacht ist, gar nicht zum Ding werden kann. [...] Das Unbedingte kann also weder im Ding überhaupt, noch auch in dem was zum Ding werden kann, im Subjekt, [...] liegen.« (Herv. I.M.F.)

80 Siehe hierzu M. Heidegger: Schellings Abhandlung, S. 44: »Ideen sind die Vorstellungen von der Einheit der gegliederten Mannigfaltigkeit eines Bereiches als eines Ganzen. [...] Die Ideen bringen nicht das Vorgestellte – lediglich durch das Vorgestellte werden – leibhaftig vor uns, sondern sie zeigen nur die Richtung an, in der wir die Mannigfaltigkeit des Gegebenen hinsichtlich seines Zusammenhangs und d.h. hinsichtlich seiner möglichen Einheit durchsuchen müssen. Die Ideen sind nicht »ostensiv«, sondern nur »heuristisch«, »regulativ«, das Suchen anweisend und das Finden regelnd.«

sophie ist demzufolge »die Wissenschaft der Ideen«<sup>81</sup> und als solche eben deshalb dazu innigst berufen, die allgemeine Grundlage der akademischen Studien und Disziplinen zu bilden.<sup>82</sup> Sollte eine Idee je verwirklicht werden können, so käme dies ihrer Vernichtung gleich. Eine Wirksamkeit kann wohl unter der Leitung einer Idee stehen, verwirklicht werden kann diese durch sie jedoch nicht, weil sie keine Bildvorstellung eines herzustellenden Gegenstandes ist.<sup>83</sup>

81 Vgl. F.W.J. Schelling: VMAS, Ehrhardt, S. 49 = SW V, S. 255. Siehe noch ebd., Ehrhardt, S. 55 = SW V, S. 261: »Die Philosophie lebt nur in Ideen«; ebd., Ehrhardt, S. 71 = SW V, S. 277: »Zerfall der Philosophie« ist »Auflösung der Ideen«. Siehe noch ebd., S. 70, 53, bzw. 276, 259: Da »Philosophie [...] mit der Sittlichkeit innig eins« ist, so gilt: »Es gibt keine [Sittlichkeit] ohne Ideen, und alles sittliche Handeln ist es nur als Ausdruck von Ideen«. Wohlgemerkt: »Ausdruck« – nicht Verwirklichung! D.h.: »Ausdruck« sollte nicht mit »Verwirklichung« verwechselt werden. – Ein weiterer Grund für Schellings Absage an das Nützlichkeitsprinzip hängt wohl mit diesem Vorverständnis der Philosophie zusammen: »Von dem Nutzen der Philosophie zu reden, achte ich unter der Würde dieser Wissenschaft. Wer nur überhaupt darnach fragen kann, ist sicher noch nicht einmal fähig ihre Idee zu haben [bzw., was damit gleichbedeutend ist, Ideen als solche überhaupt zu haben – I.M.F.]. Sie ist durch sich selbst von der Nützlichkeitsbeziehung frei gesprochen. Sie ist nur um ihrer selbst willen; um eines andern willen zu sein, würde unmittelbar ihr Wesen [»Wissenschaft der Ideen« zu sein bzw. in Ideen zu leben – I.M.F.] selbst aufheben.« (Ebd., Ehrhardt, S. 50 = SW V, S. 256)

82 Vgl. ebd., Ehrhardt, S. 25 = SW V, S. 231: »Nur das schlechthin Allgemeine ist die Quelle der Ideen, und Ideen sind das Lebendige der Wissenschaft. Wer sein besonderes Lehrfach nur als besonderes kennt und nicht fähig ist, weder das Allgemeine in ihm zu erkennen, noch den Ausdruck einer universell-wissenschaftlichen Bildung in ihm niederrulegen, ist unwürdig, Lehrer und Bewahrer der Wissenschaften zu sein.« Das »schlechthin Allgemeine« läßt sich mit keinem Einzelnen identifizieren, in dieses versetzen, obwohl jenes dieses sehr wohl zu umfassen und zu durchdringen vermag, während das Einzelne – durch Teilhabe an ihm – Träger und Ausdruck des Allgemeinen sein kann. Eben diese hoch gegriffene Schellingsche Auffassung der Ideen haben im übrigen laut Schaffstein Humboldt begeistert; er sei »nüchtern genug« gewesen, »nicht von allen, die an der Universität lehrten, die Erfüllung so hoher Forderungen zu erwarten. Doch hat auch er sich im Grundsatz Schellings These zu eigen gemacht.« (F. Schaffstein: Wilhelm von Humboldt, S. 227)

83 Ist Wirklichkeit als »Wirken im Sinne des verursachenden Machens« zu verstehen (vgl. M. Heidegger: Nietzsche, Bd. 2, S. 414), dann heißt Verwirklichen nichts anderes als etwas durch »Wirken im Sinne des verursachenden Machens« herzustellen.

Was verwirklicht werden kann, läßt sich auch vernichten. Nur Wirkliches läßt sich vernichten. Was nicht verwirklicht werden kann, das läßt sich dagegen auch nicht vernichten. Ideen lassen sich dergestalt weder verwirklichen noch vernichten. Das ist die – positive – Kehrseite der Behauptung, Ideen ließen sich nicht verwirklichen.<sup>84</sup> Deswegen scheint die heutige Rede vom Tod der Humboldt-schen Universitätsidee etwas voreilig zu sein. Gewiß erweisen sich die Bedingungen als Nachteil – rein soziologisch gesehen fand im übrigen die Universitätsgründung Humboldts selbst vor dem Hintergrund und im geistigen Klima einer »universitätsfeindlichen Stimmung«<sup>85</sup> statt –; und obwohl es keine einzelne empirische Form gibt, in der sie restlos »verwirklicht« werden könnte, ist sie sicherlich mit einigen verträglicher als mit anderen – und mit manchem ist sie schlicht unverträglich.

Ihre Entstehung verdankt sie – wie wohl jedes Entstehen – einer einmaligen historisch-geisteswissenschaftlichen Konstellation, einem Zusammentreffen heterogener geschichtlicher Umstände. Klassisch-griechisches Bildungsideal, lutherisches Innerlichkeitsprinzip, Aufschwung neuzeitlicher Wissenschaft unter gleichzeitiger Verblässung des überlieferten theologisch-religiösen Weltbildes, Umstellung religiöser Lebensführung in die säkularisierte wissenschaftliche Welterkenntnis und in deren Suche nach Wahrheit, anthropologisch-anthropozentrisch ausgerichtete Umorientierung der neuzeitlichen Philosophie mit dem im Denken Kants gipfelnden Gedanken der Autonomie und Würde des Menschen, Krise herkömmlicher Wege der Wissensvermittlung, Gefährdung der Universitäten durch das Vordringen aufklärerischer Nützlichkeitsansprüche und

Herstellen als techné gehört wohl in das Bereich dessen, was verwirklicht werden kann, nicht aber das gemeinschaftliche Handeln als praxis. Letztere kann z.B. sehr wohl unter phronesis stehen und vor sich gehen, phronesis wird aber dadurch schon nicht »verwirklicht«.

84 Wenn Philosophie laut Schelling »die Wissenschaft der Ideen« ist und »nur in Ideen« lebt (siehe Anm. 82), so dürfte mit der Rede »Verwirklichung der Ideen« auch diejenige über »Verwirklichung der Philosophie« ins Schwanken kommen. – Unserer Behauptung, Ideen ließen sich nicht verwirklichen, scheint ein Satz Schellings zu widersprechen. »Unter ›Ideen‹ versteht auch Hegel das zu Verwirklichende«, heißt es in seiner Hegel-Kritik (F.W.J. Schelling: Münchener Vorlesungen, S. 151). Aus der Fortsetzung wird aber klar, daß mit Verwirklichung hier der Endpunkt der immanenten logischen Entwicklung, nicht etwa Umsetzung in die Realität, gemeint ist. Schelling spricht nämlich über »[d]iese am Ende der Logik verwirklichte Idee«; die »verwirklichte Idee« sei eben die »am Ende der Logik verwirklichte Idee« (ebd.).

85 F. Schaffstein: Wilhelm von Humboldt, S. 217.

absolutistische Monarchen, französische Revolution und Napoleonische Kriege, Niederlage Preußens und der Versuch eines kulturpolitischen Aufbruchs – das Ineinanderspielen und die Verschlungenheit all dieser Komponenten haben dazu beigetragen, die dem eigenständigen kulturhistorischen Gebilde, genannt Humboldt-Universität, zugrundeliegende Ideenwelt auszuprägen.

Die Einmaligkeit des Gründungsmoments – wie wohl die jeder schöpferischen Gründung – läßt sich nicht restituieren oder wiederherstellen. Im Hinblick auf die wesentliche Geschichtlichkeit des Menschen erweist sich – hermeneutisch gesehen – jeder Versuch einer Restitution vom Anfang an als zum Scheitern verurteilt.<sup>86</sup> Die Tradition soll nicht – und kann auch bei der wesentlichen Geschichtlichkeit aller Dinge nicht – wiederhergestellt oder restituiert werden – ein Versuch der »Restoration vergangenen Lebens« wäre »widersinnig«.<sup>87</sup> Der Unterschied der Umstände ist allzu offensichtlich, er bildet aber keinesfalls Grund dafür, über die Unmöglichkeit zu klagen. Die Idee wieder zur Geltung zu bringen, sie lebendig zu machen, wäre nicht irgendeine – ohnehin aussichtslose – Wiederherstellung, sondern – schöpferische – Wiederholung.<sup>88</sup> Einem Versuch in diesem Sinne stehen die veränderten Umstände nicht im Wege – vielmehr fordern sie dazu auf.

## LITERATUR

### Siglen

#### Fichte

FW = Fichtes Werke (hg. Immanuel Hermann Fichte), Fotomechanischer Nachdruck, Berlin: de Gruyter 1971, 11 Bände. Zitiert als »FW«, gefolgt von der Angabe der Band- und Seitenzahl.

86 Siehe H.-G. Gadamer: GW 8, S. 430. Die erste Aufgabe der Hermeneutik im Umgang mit der Überlieferung ist aus Gadamers Sicht nicht Sinnrestitution, sondern Gegenwartsbezug: es kann nicht sinnvoll um »Wiederherstellung«, »Restitution« oder »Restauration« gehen, sondern um »Integration« oder »Vermittlung mit dem gegenwärtigen Leben« (vgl. GW 1, S. 172ff, 265); siehe hierzu I.M. Fehér: Verstehen bei Heidegger und Gadamer.

87 H.-G. Gadamer: GW 1, S. 172.

88 Vgl. M. Heidegger: Sein und Zeit, S. 386: »Die Wiederholung läßt sich, einem entschlossenen Sichtenwerfen entspringend, nicht vom ›Vergangenen‹ überreden, um es als das vormals Wirkliche nur wiederkehren zu lassen. Die Wiederholung erwidert vielmehr die Möglichkeit der dagewesenen Existenz.«



GA = Fichte, Johann Gottlieb: Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, (Hg. Reinhard Lauth/Hans Jacob), Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 1962ff. Zitiert als »GA«, gefolgt von der Angabe der Reihen-, Band- und Seitenzahl.

Gadamer

GW = Gadamer, Hans-Georg: Gesammelte Werke, Bände 1-10, Tübingen: Mohr Siebeck, 1985-1995. Zitiert als »GW«, gefolgt von der Angabe der Band- und Seitenzahl.

Hegel

TW = Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Werke in zwanzig Bänden, Theorie Werkausgabe. Auf der Grundlage der Werke von 1832-1845 neu edierte Ausgabe (Hg. Eva Moldenhauer/ Karl Markus Michel, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1970. Zitiert als »TW«, gefolgt von der Angabe der Band- und Seitenzahl.

Heidegger

GA = Heidegger, Martin: Gesamtausgabe, Frankfurt a.M.: Klostermann, 1975ff. Zitiert als »GA«, gefolgt von der Angabe der Band- und Seitenzahl.

von Humboldt

GS = Humboldt, Wilhelm von: Gesammelte Schriften, Ausgabe der Preussischen Akademie der Wissenschaften, Berlin 1903ff. Zitiert als »GS«, gefolgt von der Angabe der Band- und Seitenzahl.

WF = Humboldt, Wilhelm von: Werke in fünf Bänden (Hg. Andreas Flitner/Klaus Giel), Stuttgart: J.G. Cotta 1980. Zitiert als »WF«, gefolgt von der Angabe der Band- und Seitenzahl.

OHWA = Humboldt, Wilhelm von: »Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin«, in: GS X, S. 250-260; WF IV, S. 255-266.

Kant

AA = Kant's gesammelte Schriften, (Hg. Königlich Preussische Akademie der Wissenschaften) [= Akademie-Ausgabe], Berlin: Reimer (später Walter de Gruyter), 1900ff. Zitiert als »AA«, gefolgt von der Angabe der Band- bzw. Abteilungs-, Band- und Seitenzahl.

WA = Kant, Immanuel: Werke in zwölf Bänden, Theorie-Werkausgabe (Hg. Wilhelm Weischedel), Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1974. Zitiert als »WA«, gefolgt von der Angabe der Band- und Seitenzahl.

Schelling

AA = Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Historisch-kritische Ausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hg. Hans Michael Baumgartner et al., Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog, 1976ff. Zitiert als »AA«, gefolgt von der Angabe der Reihen-, Band- und Seitenzahl.

SW = Schellings sämtliche Werke (Hg. Karl Friedrich August Schelling), Stuttgart/Augsburg: J. G. Cotta, 1856-61, I. Abt. 10 Bände, II. Abt. 4 Bände. Zitiert als »SW«, gefolgt von der Angabe der Band- und Seitenzahl. Die Bände der zweiten Abteilung werden, wie üblich, zitiert als Bände XI-XIV.

VMAS = Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: »Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums«. Zitiert nach SW (SW V, S. 207-352) bzw. der folgenden Einzelausgabe:

Ehrhardt = Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Vorlesungen über die Methode (Lehrart) des akademischen Studiums (Hg. Walter E. Ehrhardt), 2., erweiterte Aufl., Hamburg: Meiner, 1990. Zitiert als »Ehrhardt«, gefolgt von der Angabe der Seitenzahl.

## Primär- und Sekundärliteratur

Anrich, Ernst: Die Idee der deutschen Universität und die Reform der deutschen Universitäten, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1960.

Ash, Mitchell G. (Hg.): Mythos Humboldt. Vergangenheit und Zukunft der deutschen Universitäten, Wien/Köln/Weimar: Böhlau 1999.

Brunkhorst, Hauke: »Die Universität der Demokratie«, in: D. Kimmich/A. Thumfart (Hg.), Universität ohne Zukunft?, S. 80-96.

Das Berufsbild des Universitätslehrers. Thesen mit Erläuterungen. Forum. Hrsg. im Auftrag des Präsidiums des Deutschen Hochschulverbandes, Heft 55, Bonn: Verlag des Deutschen Hochschulverbandes 1991.

Fehér, István M.: »Verstehen bei Heidegger und Gadamer«, in: Günter Figal/Hans-Helmuth Gander (Hg.), »Dimensionen des Hermeneutischen«. Heidegger und Gadamer (Schriftenreihe der Martin-Heidegger-Gesellschaft, Bd. 7), Frankfurt a.M.: Klostermann 2005, S. 89-115.

- Schelling – Humboldt: Idealismus und Universität. Mit Ausblicken auf Heidegger und die Hermeneutik, Frankfurt a.M./Berlin/New York: Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften 2007.
- /Oesterreich, Peter L. (Hg.): Philosophie und Gestalt der europäischen Universität, (Schellingiana, Bd. 18), Stuttgart/Bad Cannstatt: Frommann-Holzboog 2008.
- Fichte, Johann Gottlieb: »Deducirter Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt«, in: GA II, 11, S. 64-170 = FW VIII, S. 97-204.
- »Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters«, in: FW VII, S. 1-256.
- Frühwald, Wolfgang et al. (Hg.): Geisteswissenschaften heute, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1991.
- Gaiger, Jörg-Dieter/Rüther, Günther (Hg.): Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben! Ein Beitrag zum Wissenschaftsjahr 2007, Freiburg/Basel/Wien: Herder Verlag 2007.
- Gerhardt, Volker/Mehring, Reinhard/Rindert, Jana: Berliner Geist. Eine Geschichte der Berliner Universitätsphilosophie bis 1946, Berlin: Akademie-Verlag 1999.
- Grondin, Jean: Einführung in die philosophische Hermeneutik, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: »Grundlinien der Philosophie des Rechts« = TW 7.
- »Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse« = TW 10.
- »Die Vernunft in der Geschichte«, in: ders., Vorlesungen über die Philosophie der Weltgeschichte, Bd. 1 (hg. J. Hoffmeister), Hamburg: Meiner 1955.
- Heidegger, Martin: Nietzsche, Pfullingen: Neske 1961.
- Schellings Abhandlung über das Wesen der menschlichen Freiheit (Hg. Hildegard Feick), Tübingen: Niemeyer 1971.
- Sein und Zeit, Tübingen: Niemeyer 1979.
- »Die Selbstbehauptung der deutschen Universität«, in: GA 16, S. 107-117.
- /Jaspers, Karl: Briefwechsel 1920-1963 (hg. Walter Biemel/Hans Saner), Frankfurt a.M./Zürich: Klostermann 1990.
- Jaspers, Karl/Rossmann, Kurt: Die Idee der Universität, Berlin/Göttingen/Heidelberg: Springer Verlag 1961.
- Kant, Immanuel: »Kritik der reinen Vernunft« = WA III/IV.
- »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«, in: WA VII, S. 7-102.
- »Der Streit der Fakultäten«, in: AA 7, S. 1-116 = WA XI, S. 261-393.
- Kimmich, Dorothee/Thumfart, Alexander (Hg.): Universität ohne Zukunft? Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2004.
- Lenz, Max: Geschichte der königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Band I: Gründung und Ausbau, Halle a.d.S.: Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1910.
- Menze, Clemens: Wilhelm von Humboldts Lehre und Bild vom Menschen, Ratingen: Henn-Verlag 1965.
- Mittelstraß, Jürgen: Wissenschaft als Lebensform. Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1982.
- Die unzeitgemäße Universität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994.
- Morkel, Arnd: Die Universität muß sich wehren. Ein Plädoyer für ihre Erneuerung, Darmstadt: Primus Verlag 2000.
- Pelikan, Jaroslav: The Idea of University. A Reexamination, New Haven: Yale University Press 1992.
- Rothblatt, Sheldon: The Modern University and Its Discontents. The Fate of Newman's Legacies in Britain and America, Cambridge: Cambridge University Press 1997.
- Rüegg, Walter (Hg.): Geschichte der Universität in Europa, Bd. 1-4, München: Beck 1993-2010.
- »Die Strukturreform der Humboldtischen Universität«, in: ders.: Bedrohte Lebensordnung. Studien zur humanistischen Soziologie (hg. Ruth Meyer), Zürich/München: Artemis Verlag 1978, S. 241-263.
- »Gottesfrage im Spiegel der Universitätsgeschichte. Idee Gottes und Wesen der Universität«, in: Ingo U. Dalfert/Hans J. Lübb/Hans Weder (Hg.), Die Wissenschaften und Gott. Ringvorlesung aus Anlass des 60. Geburtstages des Rektors der Universität Zürich, Prof. Dr. Hans Heinrich Schmid, Zürich/Freiburg i.Br.: Pano Verlag 1998, S. 31-48.
- Russell, Conrad: Academic Freedom, London: Routledge & Kegan Paul 1993.
- Sandkühler, Hans Jörg: »Revolution, bürgerliche Gesellschaft, Recht und Staat. Schelling und Hegel«, in: Internationales Jahrbuch des Deutschen Idealismus / International Yearbook of German Idealism 2 (2004), S. 287-308.
- Schaffstein, Friedrich: Wilhelm von Humboldt. Ein Lebensbild, Frankfurt a.M.: Klostermann 1952.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph
- Münchener Vorlesungen zur Geschichte der neueren Philosophie = SW X.
- Philosophie der Mythologie = SW XI.
- Philosophische Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit = SW VII.



- Vom Ich als Prinzip der Philosophie, in: AA I, 2, S. 67-175.  
Schelsky, Helmuth: Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen, Hamburg: Rowohlt 1963; <sup>2</sup>1971.  
Schliermacher, Friedrich Daniel Ernst: Gelegentliche Gedanken über Universitäten im deutschen Sinn. Nebst einem Anhang über die neu zu errichtende, Berlin: Realschulbuchhandlung 1808.  
Schmidt, Gerhart: »Heideggers philosophische Politik«, in: Gottfried Schramm/Bernd Martin (Hg.), Martin Heidegger. Ein Philosoph und die Politik, Freiburger Universitätsblätter 92 (1986), S. 83-93.  
Schnädelbach, Herbert: Philosophie in Deutschland 1831-1933, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1983.  
Simmel, Georg: Lebensanschauung. Vier metaphysische Kapitel, München/Leipzig: Duncker 1922.  
— »Der Begriff und die Tragödie der Kultur«, in: ders., Philosophische Kultur. Über das Abenteuer, die Geschlechter und die Krise der Moderne, Gesammelte Essays, Berlin: Wagenbach 1983, S. 183-206.  
— »Die Krisis der Kultur«, in: ders., Der Krieg und die geistigen Entscheidungen, München/Leipzig: Duncker 1917, S. 45-64.  
Spranger, Eduard: »Das deutsche Bildungsideal der Gegenwart in geschichtsphilosophischer Beleuchtung« (1926), in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. V: Kulturphilosophie und Kulturkritik (Hg. Hans Wenke), Tübingen: Niemeyer 1969, S. 30-106.  
— »Das Wesen der deutschen Universität« (1930), in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. X: Hochschule und Gesellschaft (Hg. Walter Sachs), Heidelberg: Quelle & Meyer Verlag 1973, S. 82-158.  
Sullivan, Robert R.: »Gadamer's Early and Distinctively Political Hermeneutics«, in: The Philosophy of Hans-Georg Gadamer, The Library of Living Philosophers, vol. XXIV (Hg. Lewis E. Hahn), LaSalle, IL: Open Court Publishing 1997, S. 237-253.  
Troeltsch, Ernst: »Die deutsche Idee von der Freiheit«, in: ders., Deutscher Geist und Westeuropa. Gesammelte kulturphilosophische Aufsätze und Reden, Tübingen 1925; Neudruck Aachen: Scientia Verlag 1966.  
Trost, Ludwig/Leist, Friedrich: König Maximilian II. von Bayern und Schelling. Briefwechsel, Stuttgart: Cotta 1890.  
Weber, Wolfgang E. J.: Geschichte der europäischen Universität, Stuttgart: Kohlhammer 2002.  
Wisser, Richard: »Nachdenkliche Dankbarkeit«, in: Günther Neske/Emil Kettering (Hg.), Antwort. Martin Heidegger im Gespräch, Pfullingen: Neske Verlag 1988, S. 29-77.

## Institutionelle Codes und Techniken um 1800